

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XII. Jahrg.

Düsseldorf, Mai 1932

Heft 5

Deutsche Jugend.

Ich versuche seit einer Reihe von Jahren zu hören und zu verstehen, welches Ziel in Hoffnung, in Glauben und Willen die aus dem Volksschoße fortwährend heraufziehende und durch das Diktat von Versailles zunehmend verhemmte, nein zunehmend vergewaltigte Jugend für Deutschland erkenne.

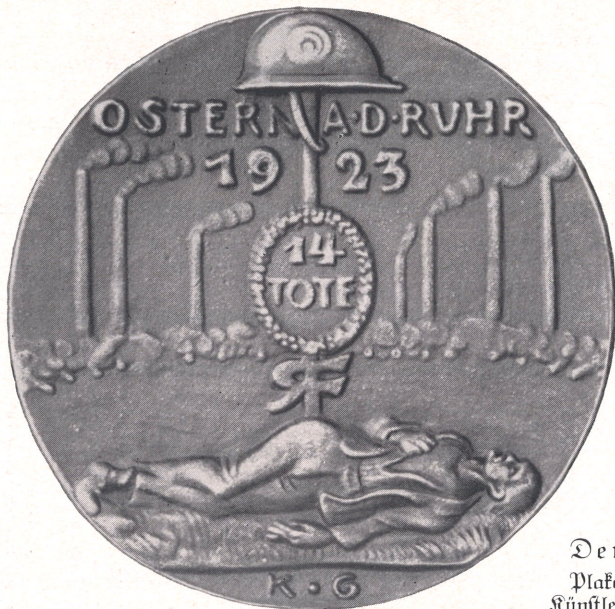
Daß ein Ziel von uns und unseren Vätern nicht gesehen und nicht gezeigt worden ist, obgleich wir den Satz „ein Mensch lebe, politisch gesprochen, nicht von Brot allein, sondern von den großen Gedanken, die er für sein Volk haben darf“ schon gebrauchten, weiß ich. Jene, unsere Väter, meinten vielleicht, daß mit der zweiten Reichsgründung und Bismarck das geschehen sei, was andächtige Menschen hoffen und glauben und wollen dürfen; wir, die Söhne vor dem Kriege in Deutschland, waren unruhiger, wir spürten Unvollkommenheit, wir hatten noch höchsten Respekt, wir verteidigten die Unvollkommenheit trotz anderer Witterung, weil der Sieg der einsetzenden nihilistischen, marxistischen, antigermanistischen Angriffe die Auflösung überhaupt zu bedeuten schien.

Aber wahrscheinlich ist ein Ziel der Hoffnung, des Glaubens und Willens für Deutschland, ein so religiöses wie reales Ziel für die Gesamtheit aller Deutschen und durch die Gesamtheit für alle einzelnen von unseren Vätern und von uns vor dem Kriege deshalb nicht gesehen und nicht gezeigt worden, weil es wenigstens für den Binnendeutschen Deutschland und die Schicksalsabhängigkeit von und Schicksalsverbundenheit mit Deutschland erst im Weltkriege und vom Weltkriege an als eine neue ungeheure Wirklichkeit gab. Vorher merkten nur Auslandsdeutsche und Deutsche in Kolonien, daß die Deutschheit — und nicht Preußen oder Bayern oder Hamburg oder welche Zugehörigkeit immer — für jeden Deutschen sein Schicksal bedeute.

Ich habe bei meinem Horchen und Sehen, ich habe vor Tat und Haltung unserer Jugend zu der eifrigen Liebe, die doppelt natürlich ist, wenn man eigene Kinder unter ihr hat, eine tiefe Bewunderung für sie empfinden gelernt. Ich weiß, daß es größere Bereitschaft zu Opfer und Hergabe, als sie von deutschen Jungen von 1914 bis auf diesen Tag bestanden hat und besteht, bei uns und in der Welt vorher nicht gegeben hat. Dennoch ringe ich mit dem, was ich erfuhr, was ich beobachtete, was geschehen ist und was geschieht.

Nein, es ist nicht genug, daß die Besten starben und sterben wollen, daß sie arm sein, daß sie sich entäußern wollen, daß sie fraglos gehorchen wollen; es ist nicht einmal genug, daß sie die wiedergewonnene deutsche Freiheit, daß sie das Dritte Reich als den letzten Schluß nennen. Wir, die vor dem Kriege schon waren, wir mögen alles sehnsüchtige Wollen an dieser Stelle endigen lassen, für die Jungen, für die beste Jugend, die also auch aus dem besten Volke geboren wurde, muß das Ziel mehr sein als Tod, als Entäußerung, als Opfer und Hingabe und mehr als ausgewetzte Schande und mehr als ein dritter Reichsgründungstag, es muß hinter Opfer und Tod und Gehorsam und Hingabe das lebendigste deutsche Leben liegen, die höchste Selbstbehauptung, die jubelnde Erkenntnis des Herrenrechtes eines ganzen Volkes.

Hans Grimm.



Der Rütliſchmur.
Plakette eines unbekannten
Künſtlers aus dem Ruhrkampf.



Ruhrkampf.

Fünf Ausſchnitte aus einem Geſchichtswerk.

Von Paul Wenſke*.

II. Volk in Not.

Willenlos ſchienen Rhein und Ruhr in Ketten geſchlagen, die ſie ſelbſt nicht zu löſen vermochten.

Auf dem Höhepunkte des großen Ringens war Reichskanzler Dr. Cuno gefallen. Mit einer ſcharfen Wendung der Außenpolitik hatte er im November 1922 die Aushilfen der unbefchränkten „Erfüllung“ beſeitigt und mit neuen Kräften den Kampf aufgenommen. Aus dem Schatten der parlamentariſchen Wirksamkeit, in dem er ſeit Jahren mit heißem Glauben an ſeine politiſche Berufung auf eine verantwortliche Mitwirkung an der Reichsregierung geharrt hatte, hob ſich die Perſönlichkeit des künftigen Kanzlers: Streſemanns.

Je ſtärker ſich die Beſatzung einlebte, um ſo leichter nahm man auch am Mittel- und Niederrhein die Taſſache des Rechtsbruches auf. Sogar für Poſtwertzeichen, die die Franzoſen in großen Bündeln am 11. Juni dem Treſor der Dülſſendorfer Oberpoſtkaſſe entnommen hatten, fanden ſich in der deutſchen Geſchäftswelt Abnehmer. Allzu genau wußten die fremden Dienſtſtellen Beſcheid, „wo zu einer beſtimmten Zeit und Stunde Geld zu beſchlagnahmen war“. Anzeigen wegen angeblicher Preiſtreiberei, wegen verbotener Werbung gegen die Beſatzung oder für die Reichswehr, wegen „Sabotage“ oder gar wegen „nationaliſtiſcher“ Geſinnung ſollten perſönliche und geſchäftliche Gegner unſchädlich machen. Lange genug hatten die Bettelkäſten, die „freundliche“ Kommandanten zum Empfang von namenloſen Angebereien aufgehängt hatten, leergeſtanden; je drückender die Not den einzelnen beſtand, um ſo häufiger ſuchte er ſie durch Einwürfe in dieſes Geheimfach und durch Anſchwärzen des Nachbarn abzuwälzen. Die gewöhnlichſten Lockmittel der ſogenannten Kulturpropaganda und des Zuckerbrots taten jezt ihre Wirkung. Die „Zopfſchneider“ verſchwanden, im Herzen des Induſtriegebietes ſah die Bevölkerung darüber hinweg, wenn ſich halbwüchſige Mädchen Franzoſen und Belgiern aufdrängten. Vergeblich war im Frühjahr darauf hingewieſen worden, wie im Weltkriege die Einwohner der von

den Deutſchen beſetzten Landſchaften jeden Kunſtgenuß und jedes noch ſo harmloſe Vergnügen gemieden hatten, wenn ſie Angehörige der Feindmächte dort zu treffen fürchteten. Im Einbruchsgebiet wie in den Sanktionsſtädten ließ ſich die ſtädtiſche Verwaltung zur Hergabe von Lauben und Freiplätzen „zwingen“, um Theater und Konzertsäle offenzuhalten. Zunächſt ſpärlich, dann immer zahlreicher ſtanden die „Rhein-Ruhr-Rentner“ um die Muſikbanden herum, die auf öffentlichen Plätzen der Marſeillaiſe Cambre-et-Meuſe und andere Haßgeſänge gegen Deutſchland folgen ließen. Die Lebensmittelverkauſſtellen, die ſogenannten Coopérativen, fanden Zulauf, im Spätsommer und Frühherbſt ſtellten ſich die Leute ſchon in den erſten Morgenſtunden an. Eine Veröffentlichung des „Dortmunder General-Anzeigers“, der Ende Juni Einblick in den Schmuggelverkehr von Benzol ins unbefetzte Gebiet gab, nannten die führenden Eiſenbahnerverbände in einer Mitteilung an die Staatsanwaltschaft mit deutlichen Worten einen „Verrat wichtiger, für die erfolgreiche Durchführung des Abwehrkampfes unbedingt geheimzuhaltender Vorſommniſſe“!

Im Februar bereits hatte Generaldirektor Königeter (Stumm-Konzern), der tatkräftig die Zügel des Langnamvereins und der Nordweſtlichen Gruppe der deutſchen Eiſen- und Stahlinduſtriellen ergriff, angeſichts der unſicheren Haltung einzelner Gewerbetreibender die Befürchtung ausgeſprochen, „daß die deutſche Abwehrfront in erſter Reihe vom Handel durchbrochen werde“. Mitte Mai gab ihm ein kluger Beobachter in Eſſen recht: „Die wirtſchaftliche Ober- und Unterſchicht im Ruhrbecken, auch die Preſſe außer den Kommuniſten iſt feſt. Schwankend iſt der Mittelſtand, kleine Fabriken, Agenten, Einzelhändler, Bauunternehmer, Architekten, Schieber; die ſinkende Mark iſt der ſchlimmſte Defaitiſt, ſie kündet die Ohnmacht des Reiches und entfeſſelt auf der ganzen Linie wirtſchaftliche Kampfbitterkeit.“ Ganz allgemein geſprochen, ſchwand die begeiſterte Abwehrſtimmung im Kleinhandel zuerſt. Der Großkaufmann gab Waren nur gegen Deviſen ab, die ſich die Gewerbetreibenden weit über

* Vgl. „Das Werk“, Aprilheft 1932, S. 147—153.

den amtlichen Kursen verschaffen mußten. Die Käufer aber wandten sich anderen, gleichartigen Geschäften zu, wenn der pflichtbewußte Wirt oder Händler im passiven Widerstand die ersten Weisungen der Abwehrausschüsse befolgt hatte. „Gastwirte“, so gibt ein Bericht der Auffassung weiterer Kreise Ausdruck, „waren die ersten, die die Schmach der Unterwerfung auf sich nahmen; sie zahlten die Weinststeuer.“ Sehr bald standen sie nicht mehr allein. Nachdem einzelne größere Geschäfte gewaltsam geschlossen und durch Posten gesperrt waren, wurden die kleineren Unternehmer schwankend.

Den äußeren Gradmesser bildete die langsam steigende Benutzung der französisch-belgischen Eisenbahnen. In den linksrheinischen Landschaften mehrten sich die Klagen über „die lieben Deutschen, die den kämpfenden Eisenbahnern in den Rücken fielen“. Für Mitte Mai setzte der französische Oberkommissar den ersten Umfall Trierer Kaufleute an, die in Berlin die Zurückziehung des für die Regie erlassenen Benutzungsverbot forderten. In Wahrheit trieb die Mehrzahl derer, die den „deutschen Rhein von den französischen Zügen aus bewundern“, bitterste Not! Erst als die eigentliche Reisezeit anbrach, Pfingsttage voll sommerlicher Pracht aus der dumpfen Enge der Großstädte lockten, wußten die französischen Berichterstatter von dem gewaltigen Verkehr zu erzählen, der neben den Rheinschiffen die Bahnhöfe in Koblenz und Bonn füllte. Allen Warnungen zum Trotz, mit denen der Polizeipräsident in Frankfurt die Bevölkerung auf den schweren Einbruch in die Abwehrfront des besetzten Gebietes hinwies, steigerte sich der Zuzug aus dem Rhein-Main-Dreieck in erschreckender Weise. Mitte Juni vermerkte man in Mainz auch für die Wochentage eine weitere Zunahme, da die Beförderungskosten auf den fremden Bahnen teilweise nur ein Zehntel der Preise auf deutschen Dampfern betrugen. Die gleiche Rechnung stellte die Bevölkerung im Ruhrrevier auf, wo die ständig steigenden Tarife der Straßenbahnen die der Regie weit übertrafen. Ende August zahlte man für eine zweistündige Straßenbahnfahrt von Essen nach Duisburg volle 800 000 Mark, während die fremde Verwaltung den Geschäftsmann wie den Arbeiter in einer halben Stunde für 175 000 Mark beförderte. Am 1. Juli hatte nach französischem Urteil die fremde Verwaltung das Spiel gewonnen.

III. Poincaré triumphiert.

„Dierzehn Tage“ hatte sich der Reichskanzler kurz nach seinem Amtsantritt Bedenkzeit erbeten, um einen letzten Versuch der unmittelbaren Verständigung zu wagen und den Abbau des passiven Widerstandes vorzubereiten. Vier volle Wochen waren verstrichen, als auch er vor einem Trümmersfeld außenpolitischer Hoffnungen stand und nach Hugo Stinnes' klugen Worten unter dem Druck übermächtiger Gewalten den Mut zu einer freiwilligen Beendigung des Ruhrkampfes finden mußte. Lockend stieg das Urteil des britischen Botschafters auf, daß das Kabinett die schwerste Gefahr überwinden und die Entschädigungsverhandlungen mit einer ziemlichen Aussicht auf Erfolg aufnehmen könne, „wenn eine einwandfreie Formel die Billigung des Landes“ für diese Lösung finde. Für Poincaré und für den Nationalen Block in Paris dagegen blieb jede Aussprache mit Deutschland ein Übel an sich: nicht nur von Frankreich, auch von Europa müsse man das Reich absondern, um den letzten Schuldenpfennig zu erzwingen. Stürmische Beifallskundgebungen gaben dem französischen Ministerpräsidenten „zum erstenmal während seines ganzen Wirkens auch persönlich das Gefühl, daß das ganze Land hinter ihm stehe und ihm für seine Verdienste Dank schulde“. Im Angesicht deutscher und französischer Gräber, die mit abertausend Totenmalen das hartumkämpfte Vorgelände von Metz bedeckten, verkündete er in dreifacher Rede am 23. September den Sieg.

IV. Wegscheide des Schicksals.

Langsam und schwer setzte mit dem Abend des 10. November, fünf Jahre gerade, seit die Oberste Heeresleitung, der Rat der Volksbeauftragten und der Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte ihre Zustimmung zum Abschluß des Waffenstillstandes gegeben hatten, das abwärts rollende Rad des rheinischen Schicksals seine Bewegungen aus. Unter Weinkrämpfen, deren sich auch ein Bismarck nicht geschämt hätte, stimmte Reichsfinanzminister Dr. Luther dem Aufschub der vorgesehenen Sparmaßnahmen zu.

Gleichzeitig suchten die übrigen Reichsminister in aller Stille nach einem Ausweg. In furchtbarer Gewissensnot sprang das vielberufene Wort Oswald Spenglers vom „Untergang des Abendlandes“ auf. Wie fünf Jahre zuvor drängte sich der schwerste Entschluß auf wenige Stunden zusammen. Die Reichskasse sei leer, so verteidigte Hans Luther auf einer ruhelosen Wanderung durch die Anlagen Halles die eigene Auffassung: den Druck neuer Zahlungsmittel auf der entwerteten Grundlage der Mark habe das Reichsgesetz verboten; die Rentenbankscheine, deren Anfertigung immer neue Ausstände im Berliner Buchdrucker-gewerbe erschreckend langsam hinzogen, dürften auf keinen Fall dem in den besetzten Gebieten klaffenden Abgrund zugeführt werden. Vergebens wandte Reichsminister Dr. Fuchs ein, daß damit die Bevölkerung dem Hungertode ausgeliefert sei, ein Anruf der Besatzung nur mit der unbedingten staatspolitischen Freigabe des linken Rheinufers und mit der offenen Lösung vom Reich Erfolg haben könne. Vergebens trat der neue Reichsinnenminister dieser Warnung bei. Im letzten Grunde war gerade das bis in die äußersten Folgen eingetroffen, was Jannes selbst Anfang September in aller Schärfe vorausgesehen und immer wieder betont hatte! Erst in einer letzten Erörterung, die auf der Rückfahrt nach Berlin den ereignisvollen Tag abschloß, wußte Reichsminister Dr. Fuchs auch den Reichskanzler für einen weiteren Aufschub zu gewinnen. Die „ultimative Lösung“ ward nochmals abgewiesen, aber auch die völlige Sperre der Zuschüsse ausgesetzt.

Am nächsten Tage (12. November) stimmte das vollzählige Kabinett zu. Bei den ungeheuren Ausgaben an Gehältern, Pensionen und Erwerbslosenfürsorge im besetzten Gebiete verlängerte nach der Meinung maßgebender Sachberater auch dieser Beschluß die letzte Frist lediglich um zehn bis höchstens zwölf Tage. Um nicht die am 15. November zur Verfügung stehende Rentenmark in das Chaos zu stürzen, müsse dann unweigerlich die Trennung ertragloser und erhaltender Arbeit vollzogen werden. Lediglich die eine Frage, wie man den Vertretern der besetzten Gebiete den Beschluß verständlich machen könne, um ihre Hingebung an das deutsche Schicksal zu erhalten, stand im Ministerrat voran. Der Reichskanzler selbst hoffte noch immer auf einen Ausweg. In dem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes, der ihn bisher getragen, konnte und wollte Stresemann nicht glauben, daß er in der Tat der letzte leitende Staatsmann eines Deutschen Reiches in den vom Versailler Diktat gelassenen Grenzen sein solle. Eines nur war klar, daß mit dem Stichtag für das Inkrafttreten der neuen Währung nicht nur für die besetzten Gebiete, sondern für die Erhaltung des deutschen Staates die endgültige Entscheidung heraufzog.

Nur in dieser tieferen Deutung hat das Wort von dem „Wunder der Rentenmark“ Geltung und Sinn, und wieder springt ein Urteil Otto von Bismarcks auf, der in den Anfängen seiner amtlichen Laufbahn von einem „Staatsmann von höherem Zuschnitt“ an erster Stelle „Überzeugung und Glauben“ verlangte. In wundervoller Einführung hatte auch Stresemann, als er den dunklen Weg durch folgen-

schwere Gegenwart betraf, am 25. Oktober 1923 in „Hagen von allen Müßtreitern „einen Glauben gefordert, der Berge versetzt, ein Vertrauen, das an die Zukunft Deutschlands glaubt“. In unerschütterlicher, fast fatalistischer Zuversicht durchschritt der Nachfolger des Eisernen Kanzlers in den folgenden Wochen das Tal des Elends. Auch ihm aber hätte sich das Glück versagt, wären ihm nicht Ratgeber und Helfer im Kabinett erstanden, die seinen Blick immer wieder von den bayerischen und sächsischen Wirren, von der finanziellen und sozialen Sorge des Tages zu dem Urquell der deutschen Not, zur Lage der Kernlande an Rhein und Ruhr zurücklenkten, die „hinhaltende Taktik“ der Reichsregierung dem Endziele der Befreiung und des Festhaltens zuführten. Hinter diesen Führern wieder stand die Bevölkerung der besetzten Gebiete in unerschütterlichem Glauben an das Reich und nicht zuletzt in zäher Treue zu den Ländern, deren Verwaltungsordnung das unersetzbare Bindeglied zum übrigen Deutschland gerade in diesen schweren Tagen wurde. In den einfachen Männern und Frauen der Wählmassen, die eine geschichtliche Darstellung selten erfassen kann, in den Arbeitern und Angestellten, in den kleinen Gewerbetreibenden und Beamten waren „Überzeugung und Glauben“ ganz im Sinne des Bismarckwortes lebendig geblieben, als hochbedeutende Persönlichkeiten in der Wirnis wirtschaftlicher, finanzieller und politischer Fragen und Bedenken zu versinken, durch die Fülle der auf sie einstürmenden Bilder erdrückt zu werden drohten.

Der Rhein ist frei.

Es ist das Schicksal jeder weltgeschichtlichen Entscheidung, daß sich ihr wahrer Sinn und ihre stärkste Bedeutung in den Auswirkungen späterer Zeit kundgeben. Ein Sieg auf dem Schlachtfelde, Friedensschlüsse und Verträge rücken bereits den Mitlebenden Gewinn und Verlust in helle Beleuchtung; ein waffenloser Kampf aber, der ohne Kriegserklärung begann und in losen Abmachungen einzelner Stellen endete, lenkte langsam nur Wirtschaft und Politik auf andere Bahnen. Nach ernster Prüfung aller Zeugnisse hat unsere Darstellung trotzdem die Umkehr in die trüben Wochen des Spätherbstes 1923 gesetzt; weder in den neutralen Staaten noch in Deutschland, am wenigsten in Frankreich und Belgien mußte man die Bedeutung dieser Vorgänge damals zu werten. Von außen gesehen gaben die Waffenstillstandsbedingungen vom 23. November den Siegesfanfaren recht, mit denen Poincaré am gleichen Tage seinen Feldzug verteidigte.

Als am 25. August 1925 der letzte französische Troßknecht die Düsseldorf-Rheinbrücke westwärts überschritt, hatte das ungeheure Ringen, das in unserer Darstellung mit dem Vormarsch französischer, belgischer und englischer Truppen in die gleichen „Ruhrhöfen“ begann, sein Ende gefunden. Hatten schon die zuerst geräumten westfälischen Städte auf Wunsch der Reichsregierung auf eine allgemeine öffentliche „Befreiungsfeier“ in größerem Rahmen verzichtet und sich auf die Veranstaltung vaterländischer Wettspiele sowie auf Festigungen der städtischen Vertretungen beschränkt, so klangen Ende August im Kerngebiet des Ruhrreviers und in den ehemaligen Sanktionsstädten die Ansprachen der Oberbürgermeister sehr ernst und zurückhaltend aus. Um so eindrucksvoller gestaltete sich die Huldigungsfahrt, auf der der Reichspräsident vom 15. bis 19. September 1925 den Städten und Ämtern den Dank der Reichsregierung in schlichten Worten aussprach. In harter Zeit hatten die widerrechtlich besetzten Gebiete „das Bekenntnis zu unlösbarer Volksgemeinschaft durch die Tat abgelegt“. Aus vollem Herzen klang Hindenburgs Anerkennung (in Recklinghausen) in die Zuversicht aus, daß „die im Feuer der Not gehärtete und gestählte Treue zu Heimat und Vaterland in alle Zukunft

standhalten werde“. Unter jubelndem Zuruf stellte der Reichspräsident in Essen (18. September) fest, „daß das ganze Land an Rhein und Ruhr das Gelöbnis zum Vaterlande gewissenhaft gehalten“ habe: Die Zukunft wird uns nur dann gehören, wenn sich alle Deutschen mit der gleichen Freudigkeit „in den großen Fragen der Nation als eines Blutes Brüder und eines Volkes Söhne in Opfermut und Treue bekennen“. Während in der Eifel französische Truppenmanöver als Vorübung zu einem neuen gewaltsamen Vormarsch gegen den Niederrhein betrachtet werden konnten, im Ruhrbergbau eine schwere Wirtschaftskrise heraufzog, fand Oberbürgermeister Dr. Jarres bei seiner Ansprache in Duisburg harte Worte gegen das völkerrechtliche Unrecht der Sanktionszeit und gegen den Rechtsbruch von 1923. Was ein ganzes Volk in stillem Dulden und tapferem Ausharren geleistet hatte, sollte gegenwärtigen und späteren Geschlechtern ein Beispiel und eine Mahnung zu hingebender Liebe zum Vaterlande werden. Als innerste Verpflichtung vieler Millionen Deutscher galten die Dichterworte, die am Abschluß seiner Reise Hindenburg als den bewährten Führer vergangener Tage und hoffnungsfrohen Aufstiegs in Düsseldorf grüßten:

Nichts kann uns rauben	Müssen wir sterben,
Liebe und Glauben	Unseren Erben
Zu diesem Land.	Bleibt dann die Pflicht.
Es zu erhalten	Es zu gestalten
Und zu verwalten	Und zu verwalten,
Sind wir gesandt.	Deutschland stirbt nicht.

Was die verbündeten „Siegerstaaten“ in den Vorverhandlungen und im Abschluß des „Friedens“ (1919) den Staatsmännern und Feldherren, den Wirtschaftsführern, Denkern und Dichtern Frankreichs verweigert hatten: die unbeschränkte Herrschaft über den Rhein als Lebensader Mitteleuropas und als Herzlinie des Deutschen Reiches, war in Sanktionszeit und Ruhreintrich nochmals mißlungen. Hatte der Vormarsch nach Frankfurt (1920) vergebens die politische Klammer zwischen Nord- und Süd-Deutschland gelockert, so glaubte man in Paris mit der Besetzung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes bereits die „Lotenglocke der deutschen Einheit“ zu hören! Die einmütige Erhebung eines ganzen Volkes, die im „passiven Widerstand“ ihren einzigartigen Ausdruck fand, hat diese Hoffnung vereitelt. Zum ersten Male nach dem Weltkrieg gewann sich das geschlagene deutsche Volk Achtung und Vertrauen vor dem Auslande und nicht zuletzt vor sich selbst zurück. Von den besetzten Gebieten durchdrang ein neues Selbstgefühl das weite Vorfeld germanischer Sprache, Kultur- und Stammesverwandtschaft, in dem sich Deutsch-Schweizer, Elßässer und Deutsch-Lothringer, Luxemburger, Deutsch-Belgier und Flamen gegen die überlegene Kraft der welschen Werbung stemmen. In stillem, zähem Ringen um bodenständigste Heimatrechte, in verzweifelter Abwehr einer mit ungeheuren Geldmitteln gespeisten „Kulturpropaganda“, aber auch in vorwärtsdrängendem Kampfe, über dem der Sturmvogel der flandrischen „Aktivisten“ „Sturm über See“ ankündigt — in allen Landschaften ward ohne jede politische oder gar nationale Verbindung mit dem Reich das Gefühl des Stolzes auf ein gemeinsames Erbe wach.

Aus eigener Kraft hatte Deutschland den im Walde von Compiègne verhängten Verruf gebrochen. Vor einem dunkel-umwölkten Hintergrund, hinter dem sich völlige Machtlosigkeit dehnte, war im Ruhrkampf ein Feuerzeichen entflammt; nicht umsonst war das Opfer gewesen, das Hunderttausende durch Ausweisung und Gefangenschaft gebracht, zehn Millionen Deutsche durch ein stilles Dulden auf sich genommen hatten. Der passive Widerstand bot die Voraussetzung, daß



„Betriebsunfall“ eines mit Kohlen beladenen französischen Regiezuges in Dortmund, Frühjahr 1923.
Aus: H. Spethmann „Zwölf Jahre Ruhrbergbau“, Bd. 4, 1930, Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

das „Wunder der Rentenmark“ den bis dahin verschlossenen Weltmarkt „wie mit einer Zauberformel öffnete“; in großem, machtvollem Zuge überwand „die leidenschaftliche Stellungnahme für den deutschen Gedanken“ die Niederlage Deutschlands im Weltkriege. Alle Risse und Spalten, die der politische und soziale Körper des deutschen Volkes zeigt, verschwinden in diesem größeren, sachlichen Rückblick. Aus dem tiefsten Wellental preußischer und deutscher Entwicklung flammt Heinrich von Kleists Wort auf, daß nur der Anspruch auf Recht besitz, der auch „den Willen hat, dafür zu kämpfen“. In entscheidender Stunde haben Arbeiter und Unternehmer, Staat und Wirtschaft im Ruhrkampf die Grenzen vor weiterem Zusammenbruch geschützt, noch einmal „in erhabener Größe“ das höchste Gut der neueren deutschen Geschichte, die Einheit des Reiches gewahrt.

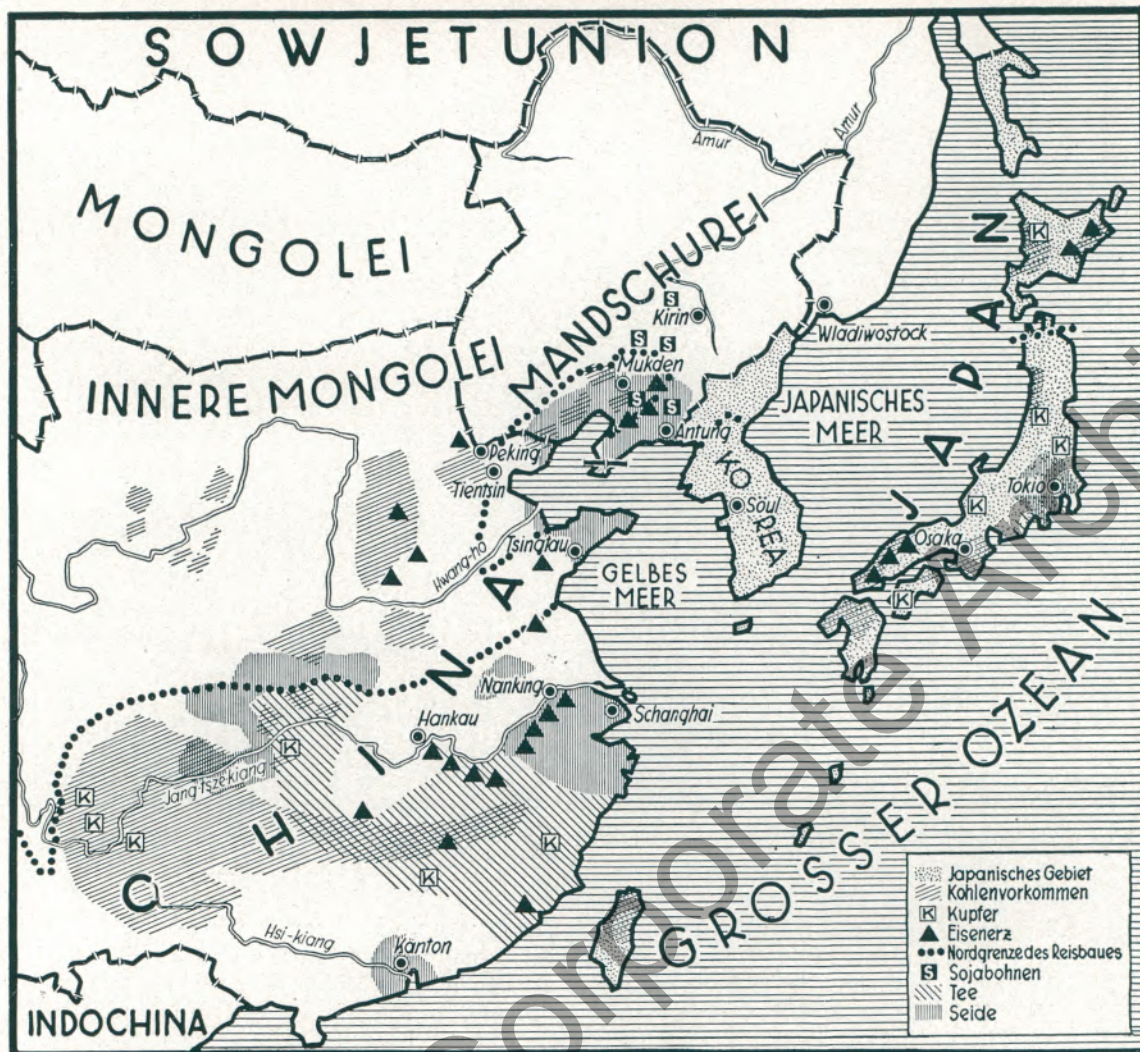
In anderem Sinne, als es Walter Flex in den Stahlgewittern des Weltkrieges empfunden hatte, war das deutsche Volk im Zusammenbruch der Novembertage von 1918 als

„Wanderer zwischen zwei Welten“ in die Zeit eines stumpfen „Friedens“ übergetreten; völlige Auflösung seines staatlichen Daseins oder willenslose Unterwerfung unter das Gesetz der „Sieger“ schien sein Los. Erst der weitere Versuch, auch die letzten Lebensmöglichkeiten zu untergraben, weckte neue, schlummernde Kräfte; nicht die Tributpeitsche und nicht das Verbrechen des polnischen Korridors: der Zugriff und die „Strafmaßnahmen“ am Rhein leiteten die entscheidende Umkehr ein. Wiederum stand das Reich vor dem letzten bodenlosen Abgrund; auf dem Höhepunkte des stillen Ringens drohte die „Wanderung ins Nichts“ in der Tat zu beginnen. Wenige Monate später war auf mühevollen, schmalen Pfaden die Wegscheide des Schicksals überschritten; in langsam stetigem Anstieg hatte die deutsche Pilgerfahrt den Ausblick auf eine feste Zukunft als Staat und Nation zurückgewonnen. In diesem dreifachen Gleichnis liegt die nationale und geschichtliche Bedeutung des „Ruhrkampfes“ beschlossen.

Es ist kein Zweifel, daß ein flacher geschichtsphilosophischer Optimismus, wie er heute grassiert, der Glaube an den sich immer verwirklichenden Fortschritt, ein tieferes Verständnis der Geschichte aufs schwerste hindert. Man glaubt sich, wenn auch nicht in der besten der Welten, so doch auf dem Wege dahin und vergißt, daß kein Volk groß geworden ist ohne Tat, Opfer und Dienst, ohne Glauben an seine Mission und Einsatz aller Kräfte für dieses Ziel. Man weiß überhaupt nichts mehr von Völkergröße und daß sie nichts zu tun hat mit einem Utilitarismus, wie ihn der Philister vertritt. Man treibt Augenblickspolitik und vergißt darüber die Zukunft. Man hat vergessen, daß ein Volk mehr ist als die gegenwärtige Generation, daß es eine Folge ist der Geschlechter rückwärts und vorwärts. Man drückt sich, um gut zu leben, vor der geschichtlichen Verantwortung.

In der Wirtschaftsgeschichte, der Sozialgeschichte, der Kulturgeschichte, der Geistesgeschichte besteht das Einzelwesen zu Recht, auch wenn die Gemeinschaft leidet, in der großen Geschichte, der Geschichte der Staaten und Völker, tritt die Gemeinschaft hervor und damit nicht der Punkt, sondern die Linie der Entwicklung. Alle kleinere Geschichte ist punkthaft, alle große linienhaft oder sogar flächenhaft.

Adolf Grabowsky in „Der Raum als geschichtsbildende Kraft“.
(„Das Werk“, Aprilheft 1930.)



Japans und Chinas Bodenschätze.

Raum und Politik im Fernen Osten.

Von Dr. Adolf Grabowsky,

Herausgeber der „Zeitschrift für Geopolitik“.

Mit 4 Zeichnungen nach Entwürfen des Verfassers und 9 Aufnahmen von G. Hannack, Shanghai.

Ein Teil unserer „Wert“freunde wird sich zweifellos der im Jahre 1929 veröffentlichten Aufsatzreihe „Deutschland und das Weltbild der Gegenwart“ von Dr. Adolf Grabowsky erinnern. Wir freuen uns, nachstehend einen Beitrag des gleichen Verfassers bringen zu können, der die gegenwärtigen Verwicklungen im Fernen Osten, losgelöst von dem die große Entwicklungslinie verwirrenden Tageslärm, einzig und allein aus dem Gesichtswinkel geschichtlichen Werdens zu erklären versucht und daher eine über den Tag hinausgehende Beachtung beanspruchen darf.

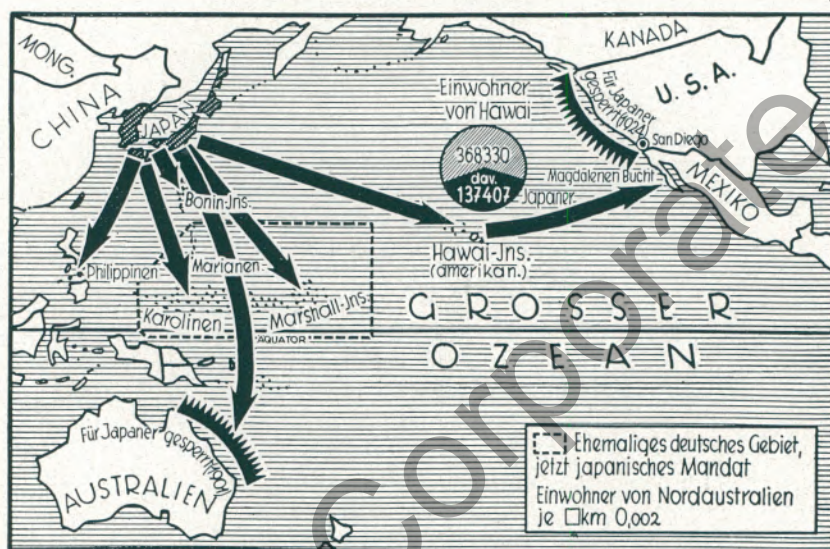
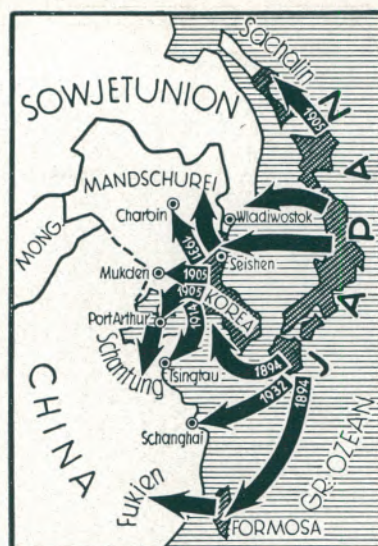
Keine wichtigere Tatsache gibt es für Südasien und Ostasien als die Monsunwinde. Sie bringen im festen Kreislauf sommers Regengüsse, winters aber heitere klare Luft. In diesen Rhythmus ist das gesamte Leben des Menschen der dichtbevölkerten asiatischen Gebiete gebannt. Damit aber ist das Individuum bereits von ganz anderer Art als der Europäer. Wir kennen in Europa, namentlich in West- und Mitteleuropa, die kurzen klimatischen Stöße, Asien aber, das eigentliche Asien, kennt die gedehnten Schwingungen. In großen, weitausholenden Kurven verläuft das asiatische Leben und verleibt diesen Menschen den langen Atem. Alle euro-

päische Hast prallt ab an solchem Asiatentum, und alle Veränderungen dort erstrecken sich über endlose Zeiten.

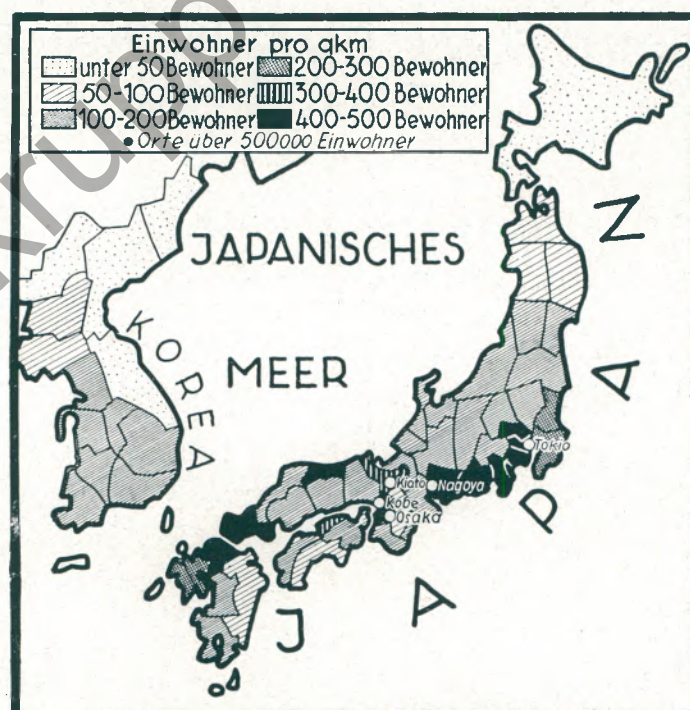
Hier freilich muß eine beträchtliche Unterscheidung gemacht werden. Wie Japan nicht mehr voll in das Monsungebiet hineinfällt, weist es auch nicht mehr voll diesen ethnischen Charakter auf. Japan ist die älteste Monarchie der Welt, und noch heute glaubt der Durchschnittsjapaner an die Herkunft seiner Dynastie von der Sonnengöttin. Noch heute liegt die Ehrfurcht vor dem bald dreitausendjährigen Kaisertum auch dem japanischen Industriearbeiter so im Blut, daß Demonstrationszüge, wenn sie in den Straßen von Tokio in die

Nähe des kaiserlichen, im Mittelpunkt der Stadt liegenden Palastes kommen, abbiegen, nachdem sie erst einmal eine tiefe Verbeugung exekutiert haben. Auch hat Japan — ein Einzelfall in der Weltgeschichte — sich mehr als zweihundert Jahre völlig gegen die Außenwelt abzuschließen gewußt: kein Japaner durfte das Land verlassen, kein Fremder durfte es betreten; ein Gebot, das natürlich nur in einem Inselreich in dieser Weise durchzuführen ist. Das alles zeigt, daß auch der Japaner mit langen Zeiträumen zu rechnen gewohnt ist; auf der anderen Seite jedoch sehen wir, wie seit der Aufschließung des Landes durch die Amerikaner im Jahre 1854 Japan sich in ungeheurer Schnelligkeit gewandelt hat. Um Europa mit dessen eigenen Waffen zu schlagen, europäisierte und kapitalisierte es sich in überraschendem Tempo. In Kriegen gegen China und Rußland, durch sein Bündnis mit England und durch seine Beteiligung am Weltkrieg wurde es zur Großmacht, ja zur Weltmacht. Nicht anders läßt sich dies erklären, als daß Japan sich in den Jahrhunderten des Fernseins von der Welt mit beispielloser Wucht zur Nation geformt hatte und daß es nun, gestützt auf seine völkische Energie, eine Wendigkeit und Anpassung ohnegleichen entwickeln konnte. Diese Beweglichkeit aber entspringt letztlich zwei Faktoren: einmal dem Umstand, daß die Japaner gar kein rein mongolisches Volk, sondern ein Mischvolk sind, in dem neben der Urbevölkerung der japanischen Inseln, den Ainus, sehr viele aus der malaiischen Inselwelt eingewanderte Malaien die Akzente gegeben haben, zweitens der Tatsache, daß das Meer mit seiner Unruhe und seinen weiten Horizonten überall an das japanische Land heranpocht. Die Malaien brachten bereits sehr viel maritimes Bewußtsein mit, und dies wurde nun noch vermehrt durch die Ausbildung zur geschlossenen Inselnation.

Um aber einen systematischen Expansionsdrang wach werden zu lassen, mußte zweierlei hinzutreten: die Tat-



Japans Stoßrichtungen nach Westen und Osten.



Japans Bevölkerungsdichte.

sache, daß dies national so überaus stolze Volk auf seinen Inseln nicht genügend Raum hatte zu großem und mächtigem Leben, und die zweite Tatsache, daß die Möglichkeiten zu einer Ausbreitung so bequem vor der Tür lagen. Ein Volk, an der See gelegen, das auf seinem Staatsgebiet nicht existieren kann, wird zur Ausdehnungspolitik getrieben (siehe als frühestes Beispiel die Phönizier, die eingezwängt waren auf kleinem, dürftigem Boden zwischen Libanon und Mittelmeer). Für Japan, sobald es sich industrialisierte und in den Kapitalismus einrückte, drängte der Mangel an Eisenerz und brauchbarer Kohle besonders zur Ausdehnung. Wo aber nicht eine nahe Gegenküste vorhanden ist, da greift dieser Ausdehnungsdrang ins Leere, verbletzt, verdünnt. Japan nahe

gegenüber liegt die große Halbinsel Korea, und es ist sehr natürlich, daß das Inselreich, als es nach seiner Reichserneuerung anfangs Expansion zu treiben, zunächst über Korea vorging. Der Krieg mit China Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist des Einflusses in Korea wegen entstanden, aber auch der Krieg mit Rußland zu Beginn dieses Jahrhunderts ist in der Hauptsache um Korea geführt worden. Man darf die Lage Koreas zu Japan mit der Ir-

lands zu England vergleichen. Genau so wenig wie England dulden kann, daß Irland Operationsgebiet einer feindlichen Macht wird, genau so wenig vermag ein national erwachtes Japan zu dulden, daß Korea unter Einfluß einer fremden Macht gerät. China war von Korea verwiesen worden, nun drohte ein sehr viel gefährlicheres Reich, das zaristische Rußland, sich von Vladivostok aus nach Korea vorzuschieben. Auch diese Drohung mußte Japan unwirksam machen.

Über Korea leitet der Weg in doppelter Richtung: nach Westen geht es zur Halbinsel Liautung, zum Golf von Peking, nach Tientsin und Peking, aber auch, wenn man die Gegenküste Koreas am Gelben Meer in Betracht zieht, nach Schantung, der



Das Eisenerzbergwerk von La Ku Chan (Mandschurei).

geheiligten chinesischen Provinz, der Heimat des Konfutsse, und selbst nach Schanghai. Nach Osten aber, richtiger nach Nordosten, geht es zur Mandschurei, zur russischen Küstenprovinz, zum russischen Amurland. Daß Japan den besonderen Drang hat, sich nach Nordosten auszu dehnen, dafür spricht vor allem die Notwendigkeit oder jedenfalls das als notwendig empfundene Bestreben, alle Küsten des Japanischen Meeres zu umrunden, dies Meer also, seinem Namen entsprechend, zu einem wirklich japanischen Gewässer zu machen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß dies in der Tat geographisch begründet ist. Diesem Nebenmeer des Pazifik eignet eine solche Abgeschlossenheit, daß es geradezu nach vollkommener Beherrschung durch einen und denselben Staat ruft. Ein wichtiges Stück in dieser Kette hat Japan nach dem Russischen Krieg durch den Erwerb der Südhälfte Sachalins gewonnen. Man verkenne auch nicht, daß die Mandschurei, obwohl sie nicht direkt an das Japanische Meer stößt, als Hinterland der koreanischen und russischen Küstengebiete dieses Meeres betrachtet werden muß, weil diese Gebiete außerordentlich schmal sind und nach kontinentaler Ergänzung verlangen. Und da der Erz- und Kohlenreichtum der Mandschurei und ihre prachtvolle Sojabohnen- und Weizenkultur schon ohnehin den Blick Japans auf sich zog, so war nunmehr ein Hauptziel japanischer Expansionspolitik unverrückbar festgestellt. Als die chinesische Freiheitsbewegung sich auch in der Mandschurei einzurichten begann und die Chinesen nun in Nichtachtung der ihnen von Japan aufgezwungenen Verträge mit dem Bau von Konkurrenzbahnen gegen die durch Japan kontrollierte Südmandschurische Bahn anfangen, da war das für die Inselmacht das Signal zum Losschlagen.

Freilich lenken nun wieder zwei Dinge Japan ab von dieser die Japanische See betreffenden zirkummarinen Politik. Einmal die Tatsache, daß das japanische Volk mit seinem südlichen Einschlag im Grunde für diese nördlichen Gegenden wenig übrig hat; es liebt nicht, dort zu hausen, dort zu siedeln. Selbst die nördlich der Halbinsel Hondo gelegene große und teilweise recht fruchtbare Insel Hokkaido ist, trotzdem eine

lebhafteste Siedlungspropaganda gemacht wird, nur spärlich bewohnt. Den Japaner als Reisesser treibt es dahin, wo der Reis gedeiht. Zweitens ist die geographisch gute Seite der japanischen Inseln nicht der Japanischen See zugewandt, sondern dem Stillen Ozean; auf dieser pazifischen Seite befinden sich die großen Ebenen, darunter die vom Tonagawo durchströmte im mittleren Hondo mit Tokio und Yokohama, auf dieser Seite auch liegt die Inlandsee, an deren Küsten die Heimat ist des japanischen Staates, der japanischen Kultur und Wirtschaft, und wo auch heute noch die Riesenstädte Osaka und Kobe sich dehnen. Nach dem Japanischen Meer dagegen tritt das Gebirge fast unmittelbar an die Küste heran, und auch die Hafenverhältnisse sind dort sehr viel ungünstiger als auf der pazifischen Seite. Mehr also für den Ozean als für den Kontinent ist an sich Japan bestimmt. Die Bedingungen aber für eine pazifische Ausdehnungspolitik sind nicht sehr vorteilhaft. Das unmittelbar anschließende Inselgewoge gehört Japan bereits, sei es als kolonialer Besitz, sei es als Mandat — hier liegen die früher deutschen Karolinen, Marianen und Marshallinseln —, zur Siedlung aber und auch als Rohstoffkolonien sind diese Besitzungen beinahe gar nicht geeignet. Immerhin haben sie für Japans strategische Stellung im Pazifik nicht unerhebliche Bedeutung, insbesondere auch die nördlich davon gelegenen, schon seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im japanischen Besitz befindlichen Bonininseln. Bevölkerungspolitisch hat sich Japan im Pazifik vor allem der amerikanischen Hawaiiinseln bemächtigt; bemächtigt ist kein zu scharfer Ausdruck, denn unter einer Bevölkerung von 368 000 Menschen zählen die Japaner allein 137 000 und sind damit sogar fast dreimal so stark als die eingeborenen Kanaken. Hawaii ist der zentrale Punkt des Pazifik, deshalb hat auch Amerika Pearl Harbor auf Oahu zu einem großartigen Kriegshafen ausgestattet und hat es, während sonst gemäß der Washingtonkonferenz von 1922 die Befestigung fast aller imperialistischen Stützpunkte im Pazifik nicht weitergetrieben werden darf, durchgesetzt, daß dieser Hafen als Festung ausgebaut werden kann. Ohne Zweifel denkt Japan



Die Kohlengruben von Fushun bei Mukden (Mandschurei).
(Vgl. die Übersichtskarte „Bodenschätze“.)

auch an politische Expansion in Hawaii und darüber hinaus an Festsetzung in Mexiko gegen die Vereinigten Staaten; aber immer mehr erkennt man doch in ernsthaften politischen Kreisen Japans das Phantastische solcher Pläne. Sie geraten auch um so sicherer in den Hintergrund, je mehr die Politik gegen China, also die kontinentale Orientierung, als Hauptsache betrachtet wird. Japan hat sich mit der Ausschließung seiner Staatsangehörigen vom eigentlichen Boden der Vereinigten Staaten abgefunden. Nicht freilich vermag es sich zu begnügen mit der Fernhaltung von Australien. Der Norden Australiens, fast unbewohnt und für weiße Männer zu heiß, würde ein vortreffliches Siedlungsgebiet für Japan abgeben, wobei allerdings auch der auswanderungshungrige Chinese sein Wort mitsprechen will. Noch näher liegen Japan die Philippinen und Französisch-Indochina, Gebiete, für die Formosa, seit dem Japanisch-Chinesischen Kriege der neunziger Jahre japanischer Besitz, das geeignete Sprungbrett wäre. Indessen hat Japan heute die besten Beziehungen zu Frankreich, und so steht denn auch Indochina nicht ernsthaft auf dem japanischen Programm. Mit den Vereinigten Staaten aber will man doch, entgegen landläufigen Vorstellungen, der Philippinen wegen so wenig wie Kaliforniens wegen anbinden, schon weil in der Ausfuhr Japans Amerika bei weitem den ersten Platz einnimmt; und zwar sind das keine für die Union lebenswichtigen Waren, vielmehr Luxusprodukte, wie Rohseide und Seidengewebe. So neigt sich immer aufs neue im Widerstreit Japans zwischen ozeanischer und kontinentaler Orientierung die Waage zugunsten der kontinentalen.

China steht in der Ausfuhr Japans an zweiter Stelle, und, wie gegenüber den Vereinigten Staaten, so ist auch gegenüber China die Handelsbilanz außerordentlich aktiv. Man exportiert nach China vorwiegend billige Textilien, die dies Land früher von Lancashire bezogen hat. Ungeheuer hat sich die Baumwollspinnerei und -weberei Japans seit dem Weltkrieg ausgedehnt: Großbritannien verbrauchte 1912/13 4,3 Millionen Ballen Baumwolle, 1925/26 aber nur noch

3 Millionen. In derselben Zeit hat sich der Verbrauch Japans von 1,6 Millionen auf 2,8 Millionen Ballen gehoben. Wichtiger noch ist, daß Japan in diesem letzten Jahre zum erstenmal ein größeres Gewicht Rohbaumwolle verbraucht hat als England, und das bei einer zehnmal geringeren Anzahl Spindeln; die japanische Spindel hat also um ein Vielfaches so produktiv gearbeitet wie eine Spindel in Lancashire. Diese ganze Produktion wird vor allem in zwei Länder geworfen, nach Britisch-Indien und nach China; gerade deshalb bedeutet die chinesische Boykottbewegung eine furchtbare Waffe gegen Japan. Der Feldzug gegen Schanghai sollte neben einer Ablenkung des Weltinteresses von der mandschurischen Expedition der entscheidende Schlag gegen diesen Boykott sein. Vermutlich wird Japan sich sehr täuschen, es schweift nur die chinesische Nationalbewegung enger zusammen und vermag damit China noch weniger zum Bezug seiner Waren zu bewegen.

Wenn bisher die chinesische Renaissance so zerspalten war, so hat das seinen Grund in der überaus großen Verschiedenheit der einzelnen Teile des Chinesischen Reiches. Daran trägt die Größe des Landes schuld — wir reden gar nicht einmal von den chinesischen Außenprovinzen, sondern nur vom eigentlichen China, dem Reich der achtzehn Provinzen —, daran aber haben auch Anteil sehr bestimmte geopolitische Verhältnisse. Die Urzellen des Chinesischen Reiches lagen im Norden am Hwangho und Weiho, und nur langsam ist das chinesische Kulturvolk über die Gebirgskette des Tsingling in das Jangtsetal und damit nach Mittelschina gedrungen. Südchina, ursprünglich von Dschungeln bedeckt und von Urvölkern bewohnt, ist erst sehr viel später kolonisiert worden. Damit aber befand sich das Schwergewicht zuerst in Nordchina und in Mittelschina; die beiden großen Ströme dieser Gebiete waren es, an denen sich das chinesische Leben und die chinesische Wirtschaft abspielte. Der staatsbildnerische chinesische Typus entwickelte sich auch aus klimatischen Gründen im Norden; hier mußte die Bevölkerung härter, ausdauernder, militä-



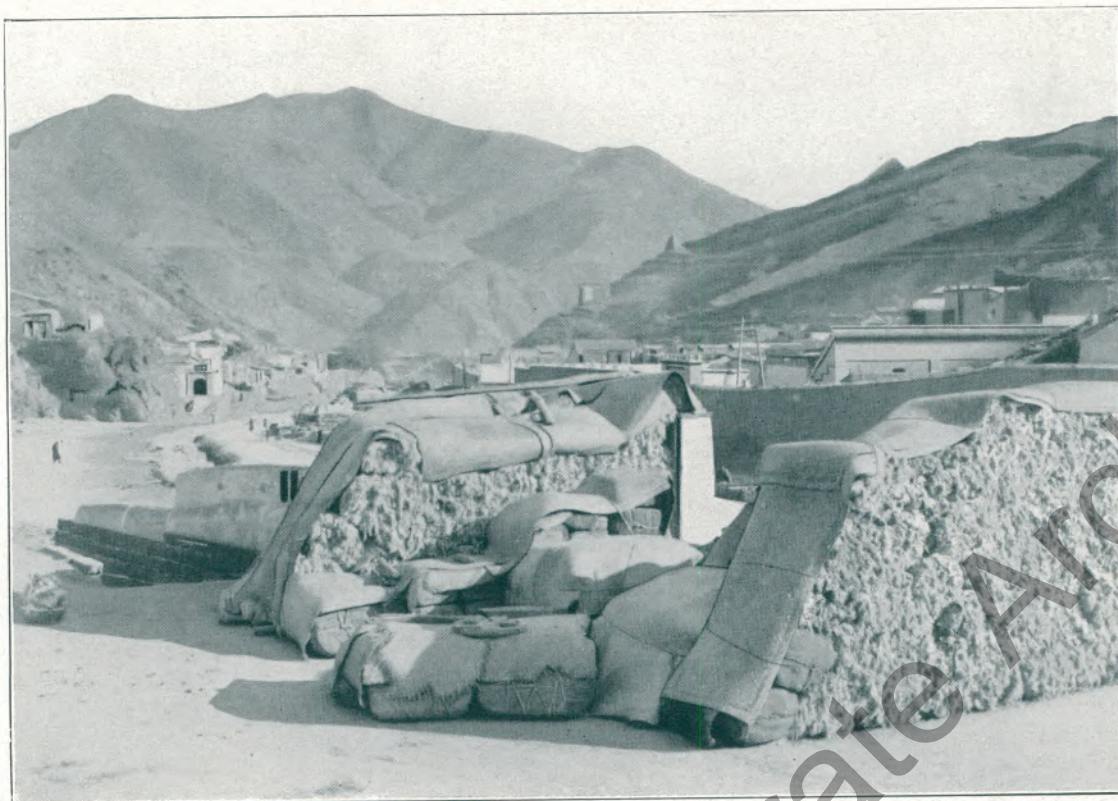
Mandschurischer Stapelplatz für Sojabohne, die Hauptausfuhrware Chinas.
(Vgl. die Übersichtskarte „Bodenschätze“.)

rischer werden als im subtropischen Süden. Nicht zum wenigsten ist die staatsbildnerische Kraft erweckt worden dadurch, daß die ersten staatlichen Gemeinwesen auf der Grundlage der Wasserwirtschaft, der gemeinsamen Bemühungen um Zählung und Bändigung des Hwangho und seiner wichtigsten Nebenflüsse, entstanden. Dazu kam noch ein besonderer Umstand. Vom Norden her geschahen stets die Einfälle der nomadischen Steppenvölker in den blühenden chinesischen Garten, entweder über die Mandschurische Pforte oder über die Innere Mongolei und den Nankowpaß, chinesisch Pataling gleich Paß des Latareneinfalls. Schnittpunkt dieser Einfallswege ist Peking, und hier vor allem mußte denn auch die Hauptstadt entstehen als der Kraftkonzentrationspunkt gegen die barbarischen Überflutungen. Der Norden Chinas und die Mitte waren die Hauptgebiete, und sie regierten den Süden, wie Großrußland mit seiner staatlichen Kraft den russischen Süden, den an sich klimatisch viel begünstigteren Teil, in seinen Bann schlug. Nordchina aber konnte sich so geschlossen ausbilden, weil es mit Ausnahme der erwähnten Durchgangswege von allen Seiten geschützt war. Im Norden und Westen Wüste und Gebirge, im Osten das Meer, das aber nicht zum Hinausschweifen einlud, weil die nordchinesische Küste schlammig, flach und hafentarig ist. China wurde trotz seiner ausgedehnten Ozeanküste ein Land nicht des Meeres, sondern der Flüsse.

Das änderte sich erst, als der hafen- und buchtenreiche Süden anfang, der chinesischen Geschichte das Gepräge zu geben; und dies wieder geschah im Gefolge des Einbruchs der Weißen. Europa drang von Süden her in das Land, und mit ihm kamen die westlichen Ideen. Chinesische Revolution wie chinesische Freiheitsbewegung haben von Süden her die Mitte und den Norden überrannt, insbesondere von Kanton aus, das immer schon, seit dem siebenten nachchristlichen Jahrhundert, von fremden Fahrzeugen besucht worden war. Hier in Kanton gründete der auf amerikanischen Universitäten erzogene Sunyatsen die Koumintangpartei, auf deutsch

die Volkspartei. Der revolutionäre Süden gegen den konservativen Norden, das wurde jetzt die Devise. Bedenkt man noch, daß, je tiefer man in das Innere des Landes gerät, um so mehr die Provinzen ein Eigenleben führen, Provinzen, die auch heute noch teilweise kaum mit Europa in Berührung gekommen sind, bedenkt man, daß einzelne dieser Provinzen, wie Szechuan mit seinem Roten Becken, zu den bevölkerterten Gegenden Chinas überhaupt gehören, erwägt man, daß eine Südprovinz wie Fukien schon lange nicht unerheblich unter Einfluß der Japaner steht, die dort von Formosa aus sich eine Interessensphäre geschaffen haben, oder daß eine Provinz wie Jünann an der indochinesischen Grenze von französischem Einfluß durchtränkt ist, denkt man schließlich daran, daß sich auch heute noch im Süden und in der ferneren Mitte genug unchinesische Urrassen befinden, so begreift man erst die Fülle der Verschiedenheiten in diesem riesigen Chinesischen Reich und weiß dann, wie schwer es die Freiheitsbewegung hat, einheitlich aufzutreten.

Wesentlich sind dabei noch drei Gesichtspunkte. In China haben, anders als in Japan, das trotz seiner großen Städte doch nicht eigentlich ein Städteland ist, immer die Städte, vor allem die Provinzialhauptstädte und die vielen mittleren Distriktstädte, große Bedeutung gehabt, diese letzteren auf der geographischen Grundlage des Gaues. Ein Gau, eine gut abgerundete Kleinlandschaft, hatte und hat zum Mittelpunkt eine Stadt. Dies bekundet sich heute darin, daß ein gut Teil der Gaustädte sich in dem allgemeinen Wirrwarr selbständig gemacht hat; sie sind so entlegen und bilden mit dem umliegenden Land so sehr eine leidlich autarkische Einheit, daß ihnen das gar nicht so schwer wird. In nicht wenigen dieser Städte haben sich Sowjetrepubliken erhoben, wobei man freilich nicht an eine Kopie russischer Verhältnisse denken darf, sondern nur an eine soziale Form, die die Masse der Bevölkerung, die kleinen Gewerbetreibenden und die kleinen verelendeten Pächter besser zur Geltung bringt als bisher. Im krassen Gegensatz dazu sitzt ein überaus reiches Chinesen-



Kalgan in Nordchina ist einer der Hauptstapelplätze für die aus der Mongolei kommende Schafswolle.

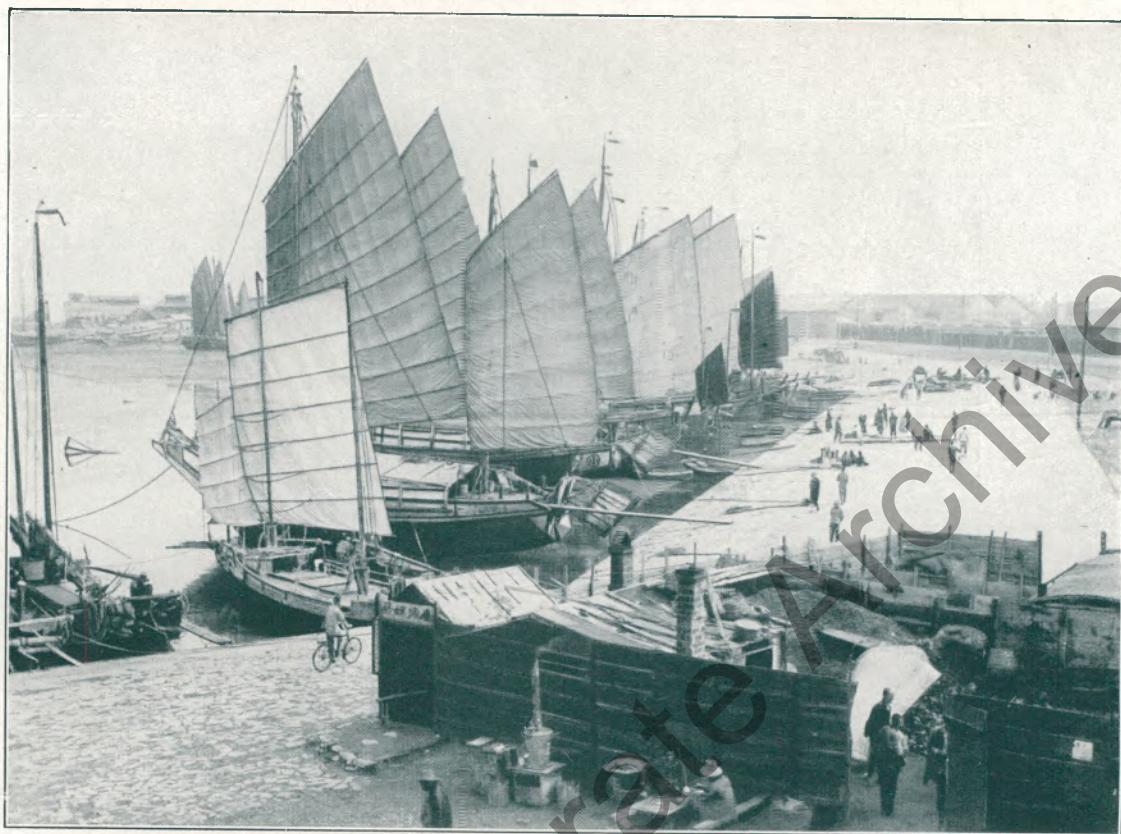
tum in den ausländischen Niederlassungen, namentlich in den beiden großen, der internationalen und der französischen, in Schanghai. Es hat gar kein Interesse, daß diese ausländischen Enklaven verschwinden, ja, im Gegenteil, nur daran, daß sein Kapital, gedeckt von den ausländischen Truppen, in den Banken und den großen Firmen dieser Niederlassungen sicher bewahrt ist. Dies Chinesentum sympathisiert geradezu mit den eingedrungenen Japanern, da ja auch Japan zu den Mächten der internationalen Niederlassung gehört. Drittens ist nicht zu vergessen, daß jede politische Bewegung in China stets gefördert worden ist von den sogenannten Generalen, zum großen Teil Räuberhauptlingen, die ihren persönlichen Gewinn dabei machen. Jeder dieser Briganten will möglichst selbständig sein, um möglichst viel Beute in seine eigene Tasche zu leiten.

All das zusammen ergibt das furchtbare Durcheinander des gegenwärtigen China. Dabei weiß man nicht einmal immer genau, ob nicht einer der obersten Führer, sei er Zivilist, sei er Militär, von irgendeiner fremden Macht gekauft ist oder in nächster Zeit gekauft werden wird. Noch in aller Erinnerung steht der Fall des Generals Ma in der Mandschurei, der zunächst ausgezeichnet den eindringenden Japanern Widerstand leistete, bis er eines Tages von der Zentralregierung abfiel und sich der selbständigen, das heißt von Japan organisierten Mandschurei zur Verfügung stellte. Gern beschuldigen sich auch gegenseitig die führenden Männer der Abhängigkeit von fremden Einflüssen, und das gibt dann wieder reichlich Gelegenheit zu neuen inneren Fronten und neuen Kämpfen. Und doch wird sich China wieder zusammenfinden, so wie es das bisher stets getan hat, freilich in den langen, für China charakteristischen Schwingungen und Zeitläufen. Daß die Japaner dazu das meiste beifragen, wurde schon angedeutet, aber auch geopolitisch und ethnopolitisch spricht bei allen Verschiedenheiten das letzte Wort doch immer die Einheit: die Einheit der großen chinesischen Kultur mit ihrer ideographischen Schrift, die von allen Stämmen, welcher Mundart sie auch sind, gleichmäßig ge-

lesen wird, die Einheit eines Monsungebiets, das jenseits der großen Wüsten und Gebirge Zentralasiens sich rundet. Je mehr die Freiheitsbewegung die europäischen Einflüsse von sich abschüttelt, um so stärker werden auch Nord- und Mittelhina wieder die Herrschaft an sich reißen; man hat ja bereits gesehen, daß Kanton gegenüber Nanking ins Hintertreffen geraten ist. Auch Südhina ist am Ende aufgegangen in die große Einheit chinesischen Lebens, zumal es besonders ausgeprägtes Monsungebiet ist, und auch hier hat sich um den Perfluß herum eine ähnliche Kultur entwickelt wie in der Mitte und im Norden. Man kennt das tiefe Wort, daß China ein Meer sei, das alle Flüsse salzig mache, die hineinströmen; auch diese neuesten Einbrüche wird das Reich der Mitte auffaugen in seinem Meer. Und es ist sogar höchst zweifelhaft, ob Japan die Mandschurei auf die Dauer halten können, dies Land mit seinen dreißig Millionen Chinesen, die allesamt in den letzten Jahrzehnten trotz der japanischen Invasion eingewandert sind, und seinen wenigen hunderttausend Japanern, Japanern zudem, die auch wahrscheinlich noch zu einem großen Teil Koreaner sind, denen rein äußerlich die japanische Staatsangehörigkeit anhaftet. Korea selbst fühlt sich ja keineswegs wohl im japanischen Reichsbau und hat ebenfalls eine, freilich noch in den ersten Anfängen steckende Freiheitsbewegung erzeugt. Ein Beweis ist das kürzlich erfolgte Bombenattentat eines Koreaners bei der großen Truppenparade in Schanghai zum Geburtstag des japanischen Kaisers.

Während die Japaner nicht daran denken, aus der Mandschurei hinauszugehen, während sich sogar dort die Lage immer weiter zuspitzt, weil die Sowjetunion sich von Japan provoziert glaubt und weil andererseits die Japaner den Russen die Schuld an dem nicht endenden Aufruhr gegen die — von Japan eingesetzte — mandschurische Regierung zuschreiben, beginnt Japan die Schanghaiaktion zu liquidieren. Zunächst ist am 5. Mai ein japanisch-chinesischer Waffenstillstand unterzeichnet worden, der den Rückzug der japanischen Truppen und den Einzug einer von der chinesischen Regierung

gebildeten Polizeitruppe in das geräumte Gebiet zur Folge haben wird. Es ist kein Zweifel, daß hinter dieser japanischen Konzession vor allem Amerika steht, das, wie schon erwähnt, Japan nicht allzusehr reizen darf. Die Politik der Vereinigten Staaten im Fernen Osten zielt seit Jahrzehnten auf offene Tür in China; sie haben sich immer dagegen gewehrt, daß ein Gebiet von über 400 Millionen Menschen in Einflußsphären zerteilt werde, auch wenn sie selbst dabei ein Stück bekommen würden. Sie sind geneigt, um Japan von jeder pazifischen Politik abzu ziehen, ihm die Ausbeutung der Mandchurei in gewissen räumlichen und sachlichen Grenzen zu überlassen, aber niemals werden sie es zugeben, daß Japan seine Kontinentalpolitik bis zur Befestigung des eigentlichen China steigert. Hauptsächlich dieser Dinge wegen — das



Von dem Hafen für Seeschiffe getrennt, bietet der Dschunkenhafen im japanischen Dairen Hunderten jener malerischen Segelboote Unterkunft.



Der Seehafen von Dairen in der Mandchurei ist der Stolz der Japaner.

Der Güterumschlag im Hafen von Dairen ist nächst dem Schanghai der größte Chinas. Der Hafen ist so geräumig und so tief, daß an 30 Seeschiffe zu gleicher Zeit an den Pieren ankeren können. Der Hafen steht in Regie der Süd-Mandschurischen Eisenbahn und ist von dieser nach dem Russisch-japanischen Kriege erbaut.

Von dem Hafen für Seeschiffe getrennt, bietet der Dschunkenhafen in Dairen Hunderten jener malerischen Segelboote Unterkunft, die den Güterverkehr an den Küsten besorgen und seit vielen Jahrhunderten in gleicher Form und Bauart das Leben in chinesischen Hafenorten so außerordentlich bunt gestalten.



Harbin mit seiner sich am Sungari hinunter erstreckenden Chinesenstadt
Fuchiatien ist die größte chinesische Hafenstadt der Nordmandschurei.

Reise bedeutet die Waffenstillstandsunterzeichnung. Da aber, auch dies wurde schon gesagt, Frankreich und Japan eng zusammenhalten, erwuchs für Stimson die weitere Aufgabe,

nötigt ist, seine Positionen in China recht in der Mandschurei vorstoßen und so mit Rußland feindlich zusammentreffen.

Frankreich von Japan abzuziehen. Auch darüber ist in Genf lebhaft hinter den Kulissen verhandelt worden. Die Frage ist nur, was Amerika bereit war, Frankreich zu bieten und ob nicht diese ganzen Verhandlungen wieder auf dem Rücken Deutschlands ausgefragt worden sind. Und schließlich hat, um die Japaner noch weiter zu isolieren, Amerika sehr wichtige Verhandlungen mit der Sowjetunion angeknüpft. Es ist klar, daß ein Rußland, das nichts so sehr fürchtet, wie in seinen Fünfjahresplänen gestört zu werden und das deshalb einem Krieg mit Japan geradezu mit Entsetzen entgegensieht, sich solchen Besprechungen nicht versagt hat. Aber vielleicht wird ein Japan, das ge-

abzubauen, nun erst

Harbin mit seiner sich am Sungari hinunter erstreckenden Chinesenstadt Fuchiatien ist die größte Stadt der Nord-Mandschurei. Sie verdankt ihr rasches Aufblühen dem Sungaristrom, dessen Waren- und Personenverkehr eine beachtliche Flottille erfordert. Interessant die chinesische Konstruktion des im Vordergrund liegenden Dampfbootes. Im nebelichten Hintergrunde die Riesenbrücke, über die alle Europazüge laufen.

Außerordentlich lebhaft ist der Floßverkehr auf dem Sungari, da die unermesslichen Wälder der Provinz Kirin fast das gesamte Bauholz für die Mandschurei liefern.



Floßverkehr auf dem Sungari bei Harbin in der Mandschurei.

Chinesische Kriegsgedichte aus zwei Jahrtausenden.

Deutsche Nachdichtung von Hans Bethge.

AUS DEM SCHI-KING

(12. bis 7. vorchristlichen Jahrhundert)

Er ist von den Erlesenen der stärkste,
Er ist der tapferste von allen Kriegern,
Der Vielgeliebte, dem mein Herz gehört!

Wie stolz trägt er die Lanze, hoch zu Pferde,
In seines Königs Vorhut! Aber wehe!
Er mußte fern gen Osten in den Krieg.

Ich lasse meine Haare niederhängen,
Es macht mir keine Freude, sie zu pflegen,
Ich gebe sie dem Spiel des Windes preis.

Ich habe viele köstliche Essenzen
Und Edelsteine und gestickte Bänder —
Doch mich zu schmücken trag ich keine Lust.

Denn Er ist fern! Ha! Wie die goldne Sonne
Mir weh tut, samt den purpurfarbnen Wolken,
Die so voll Glanz am hellen Himmel stehn!

Ich möchte lieber, daß ein rauher Regen
Herniederrauscht, indessen meine Seele
Sich ganz versenkt in ihren dumpfen Schmerz.

Ich weiß es wohl, wo man die Blume findet,
Die wundertätige, die Vergessen spendet. —
Sie wächst nach Norden hin bei unserm Haus.

Von meinen Händen wird sie nicht gebrochen,
Denn ich will nimmer, nimmermehr vergessen,
Tobt auch Verzweiflung wild durch mein Gemüt.

Ich liebe die Verzweiflung, die mich tötet,
Denn sie verbindet mich dem strahlend Schönen,
Dem Vielgeliebten, dem mein Herz gehört!

UNBEKANNTER DICHTER

(Wahrscheinlich 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr.)

Auf, du mein Weib, steck deine lange Nadel
In deiner Arbeit purpurrote Seide
Und schleppe meine Waffen mir herbei!

Du selber kreuze über meinen Hüften
Die beiden langen Schwerter, daß die Griffe
Aufragen über meine Schultern, groß und schwer.

Da ich mit Stolz an meiner Lanze lehne,
Die lachend, mit der Spitze von Metall,
Den Feinden fürchterliche Wunden schlägt,

Seh ich bewegten Sinns dich vor mir knien!
Jetzt häng an meinen Gurt den schlanken Bogen,
Bald sollen tausend Pfeile ihm entschwirren

Und sollen in der Luft die schönste Bahn
Beschreiben, um sich zischend einzubohren
In der Besiegten blutzerfetztes Fleisch.

Jetzt aber zittre! Zittre und entflieh!
Dies ist der fürchterliche Blick, mit dem ich
Im Kampfe meinem Feind begegnen werde!

LI-TAI-PO

(702—763)

Am Fenster saß ich trauernd, stumm geneigt
Über ein seidenes Kissen, das ich stickte.
Da stach ich mich — und rotes Blut rann auf
Die weiße, weiße Rose, die ich stickte,
Und eine rote Rose ward daraus.

Wie dacht ich da an dich, der ferne ist
Im Kriege! Und ich dachte, wie auch du
Dein Blut vergießt — und heiße Tränen stürzten
Mir aus den Augen, und ich weinte lange.

Hei, jetzt vernahm ich Hufschlag eines Pferdes!
Ich sprang empor! Er ist's! Da fühlt ich, weh,
Daß es mein Herz war, das so heftig schlug.

Und wieder saß ich, stickte trauernd weiter
Und stickte Tränen in das seidene Kissen,
Die schimmerten wie wundervolle Perlen
Rings um die rote, rote Rose her.

LI-OEY

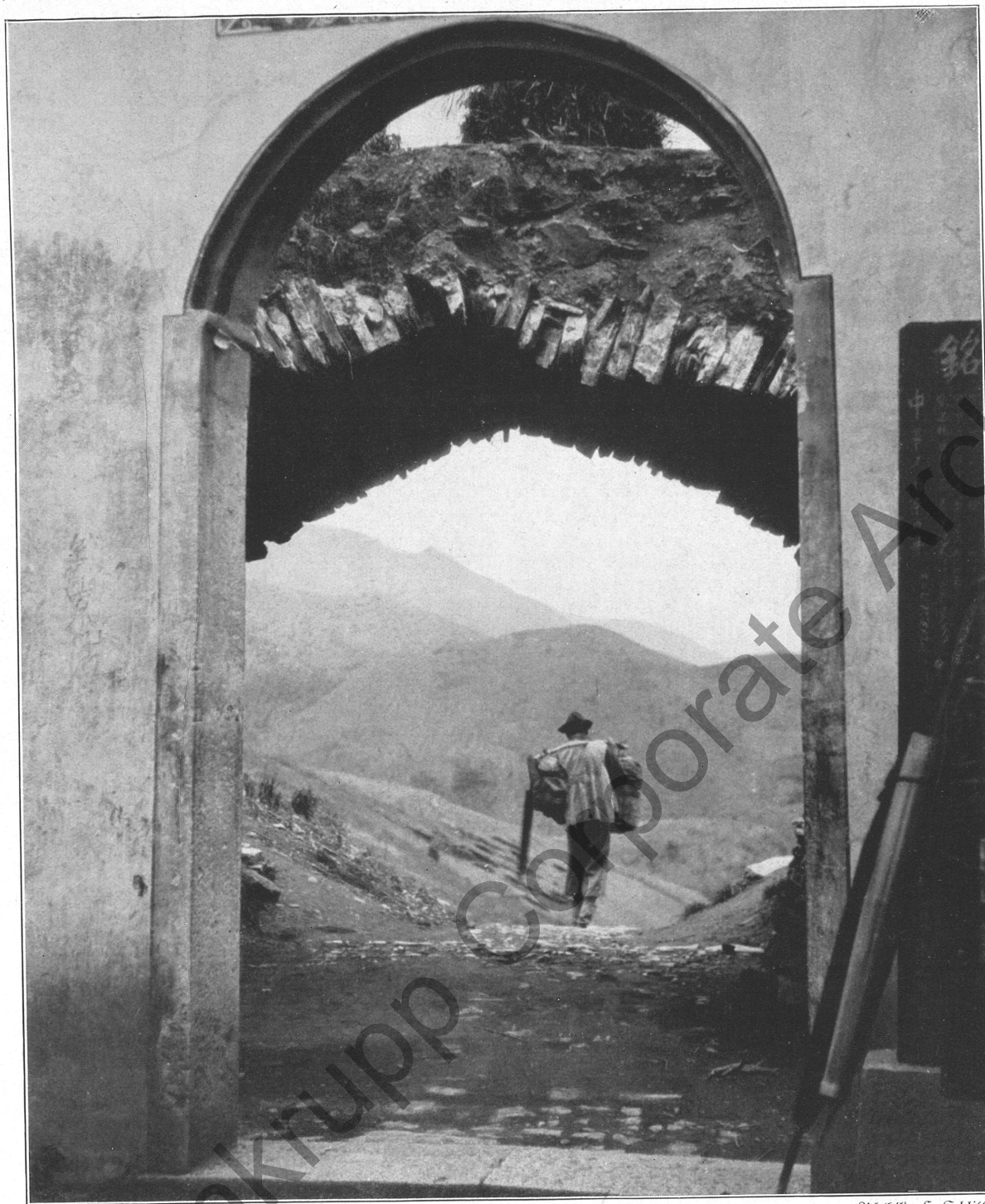
(Wahrscheinlich um das Jahr 1000 n. Chr.)

Der Feldherr war gerüstet für den Krieg.
Beim Abschied, da er schon zu Pferde saß,
Reicht' ihm die Gattin ein gesticktes Tuch.

„Nimm dieses Tuch, Geliebter!“ sagte sie,
„Ich habe es gestickt mit eigner Hand —
Und denk an mich und bleibe nicht zu lang!“

Veränderlich ist alles! Heute scheint
Der blaue Vollmond; aber jede Nacht
Nimmt ihm ein Stück von seinem Glanz hinweg.

Nicht immer werd ich schimmern so wie heut!
Die Schönheit meines Leibes wird vergehn —
Dum bleibe nicht zu lang, Geliebter du!“



Lichtbild: H. Schlitter.

Ausgang des japanischen Klosters „Östlicher Berg des Himmelsauges“.

Den Abendhimmel am Hiranama sehen.

Eine Erzählung von Max Dauthendey.

An großen Masten ragen ein Duzend weiße elektrische Bogenlampen in die Nacht. Sie beleuchten einen Landungskai im Hafen von Marseille. Wie ein langer weißer Kreideblock liegt dort ein weißer eiserner Orientdampfer mit Hunderten von runden, gelbleuchtenden Kabinenfenstern. Rot, gelb und weiß beschienene Gesichter und viele beleuchtete Hände und Arme hantieren in der Nacht auf der Plankenbrücke und um die klirrenden Ketten der Verladungskähne, wo Haufen von Koffern, Reiseförben und Reisefisten verstaут werden.

Ein ruhiges Schiff ist kein stillstehender Gegenstand, denn die Wanderluft, die auch im Hafen noch um seine Räume streicht, läßt es nicht schlafend und nicht tot erscheinen. Die Offiziere, Matrosen und Bedienungsmannschaften behalten auf dem ruhigen Schiff immer noch das bittere Fieber der Seelust in der Brust, und allen erscheint Ruhe als ein Unglück und Wandern als das alleinige Glück.

Das Schiff legt nachts in Marseille an und soll morgen um neun Uhr seine Weiterfahrt nach Asien und Japan antreten.

Ein blauer, lauer Januarmorgen brach an. Die Lampen am Kai und im Schiffsinnern verloschen. Dafür zündete die Morgensonne tausend Lampen in den tausend Wellenspiegeln an, und die Messinggeländer des schneeweißen Schiffes, seine roten Schornsteine und zinnoberroten Ventilatoren leuchteten wie die künstliche Kulissenwelt eines Theaters, aufgebaut unter dem indigoblauen Mittelmeerhimmel.

Dann bewegte sich wie eine Drehbühne das mächtige Schiff vom Ufer weg. Die sich balgenden Leute am Ufer, die Landungshallen verkleinerten sich, als schrumpften sie in irgendeine Tasche hinein. Erdbilder, Felsenufer, weiße Kalksteingebirge, graue Dächerreihen drehten sich wie Bilder, gemalt auf einen Riesenkreis, vorüber. Das Schiff schien stillzustehen, aber die Erde wurde zu einer ungeheueren Kugel, die sich unter dem Schiff drehte.

Allmählich liefen die Bilder immer kleiner, ferner und farbloser wie Nebelwische vorüber, und nun nahm der gewaltige Rausch der Seelust das Schiff in sich auf, und das Ungeheuer, der endlose Himmel, machte die lauten Passagiere still, löste nicht nur die Erde unter den Füßen, sondern nahm auch den Gedanken jede Festigkeit und Sicherheit, machte das Blut argwöhnisch, die Füße schwankend, die Gehirne ohnmächtig.

Unter den Schiffspassagieren, die in Reih und Glied in Liegestühlen auf den langen Decks lagen, als wären die Deckpromenaden Lazarette, fielen zwei Japaner auf, die von zwei deutschen Damen, einer jungen rotblonden und einer alten weißhaarigen, begleitet waren. Es waren die beiden Schauspieler Kufuma und Okuro, die mit der Cada-Pakko-Truppe eine Europatournee unternommen hatten und jetzt, getrennt von der Truppe, nach Japan zurückkehrten.

Okuro hatte sich eben erst mit einer deutschen Dame verheiratet, und diese, welche immer mit ihrer Großmutter zusammengelebt hatte, wollte sich auch nicht in der Ehe von ihr trennen. Darum begleitete die achtzigjährige weißhaarige Alte das junge Ehepaar nach Japan.

Die beiden Japaner waren europäisch gekleidet; nur ihre gelben Gesichter und ihre kleinen Figuren fielen unter den langen, rosahäutigen Engländern auf.

Ilse, Okuros junge und schöne Frau, hatte Goldglanzhaare, goldrot, wie der rote Metallglanz der Goldfische.

Sie trug ein smaragdgrünes Reisekleid und war unter allen den braunen, grauen und schwarzkarierten Engländerinnen und Engländern leuchtend wie ein Sonnenprisma. Ihre gute Laune gab ihrem Wesen die Fülle eines freigebigen Sommers.

Die Großmutter neben ihr mit dem weißen Haar, das wie ein alter Silberschmuck den Kopf umgab, lachte ebenso wie ihre Enkelin immer mit blauen Augen, und ihr Gesicht war wie ein sonniger Wintertag, frisch und lautlos.

Nie sind zwei Menschen fröhlicher und sorgloser in die Zukunft gereift wie diese beiden Damen. Okuro hatte sich ein Vermögen durch seine Tournee verdient. Ilse wußte nicht, was sie mehr an ihrem Mann schätzen sollte: die ausgesuchte Fürsorge, mit der er sie umgab, die große Anspruchslosigkeit, mit der er auftrat, oder die große Leichtigkeit, mit der er alle Schwierigkeiten lächelnd aufnahm.

Nur eins machte ihr Unruhe: sie verstand allmählich, daß ein Asiate nicht ist: wie fünf und fünf ist zehn, sondern daß bei ihm fünf und fünf einmal Tausend und einmal Null sein kann. Sie ahnte, daß sie noch nicht den hundertsten Teil von dem Gehirn ihres Mannes kannte, und manchmal merkte sie, daß seine kleinen asiatischen Augen, die eben noch rosinenfug und lächelnd ausgesehen hatten, plötzlich schwarz und bitter wie Gallapfelsaft werden, oder sogar tödlich, vernichtend wirken konnten wie schwarze, funkelnde Tollkirschen.

Als der rauchende und erhitze Dampfer zwischen dem blauen Äther des Mittelmeerhimmels und dem gasblauen

Wasser des Mittelmeeres sich jetzt von Europa trennte, um Afrika und Asien zu erreichen, erschien Ilse das weiße, blendende Schiffsgerüst in der Bläue ringsum wie der weiße Silberkörper eines Riesenfisches, der viele Meilen in die Bläue untergetaucht wäre und unter den Meeren mit ihr fortschwämme. Nur das gelbe Stück Sonne oben war wie ein Stück Land, das in die Bläue herabschiene. Und sie hoffte, so verzaubernd wie das Meer, so von Grund aus sollte sich jetzt ihr Leben in der Zukunft verändern, daß alle Begriffe sich umstülpten.

Aber als in der zweiten Nacht die elektrischen Railampen von Messina, das damals noch nicht untergegangen war, in langer Reihe vorüberzogen, nahm Ilse ihrem Mann Okuro, der neben ihr im Deckstuhl saß und in der Dunkelheit nur am roten Punkt seiner Zigarette ihr erkenntlich war, die Zigarette aus dem Munde, warf sie über Bord und sagte, schmolend in ihrer Glitterwochenstimmung:

„Geliebter, wie kannst du rauchen und dich mit deiner Zigarette lautlos unterhalten? Ich bin eifersüchtig auf deine Zigarette und deine Ruhe bei ihr. Ich bin noch keine so alte, ruhige Frau wie meine Großmutter, welche einschläft, wenn du stundenlang schweigend rauchst. Ich möchte lieber, daß du mich erwürgst, ins Meer wirfst, oder irgend etwas Böses mit mir tust, aber ich mag nicht, daß du so ruhig und gleichgültig neben mir rauchst. Wir kennen uns noch nicht auswendig. Nur ist das, als wärest du mir untreu, wenn du die Zigarette mehr liebst als mich.“

Darauf antwortete der junge asiatische Ehemann:

„Wenn ich Diener brauche, die dich und mich bedienen, so bin ich deshalb nicht ein schwacher Mann, der sich nicht selbst bedienen könnte. Wenn ich eine Zigarette brauche, die mir Ruhe gibt, so habe ich dich deshalb nicht aus meinem Herzen verstoßen, denn dich brauche ich natürlich erst recht zu meiner Ruhe. Die Zigarette allein würde mich nicht genügend mit Ruhe bedienen.“

Ilse fuhr schnell und heftig auf:

„Wenn du vielleicht statt der Zigarette eines Tages eine andere Frau brauchtest, die dich mit Ruhe bedienen müßte, dann dürftest du auch nicht unruhig werden, Okuro?“

Dieser lächelte und sagte noch ruhiger:

„In Japan liebt ein Mann seine Frau immer, so lange er sie nicht fortschickt. Und Frauen fragen bei uns nicht nach den Wegen, die ein Mann gehen muß, und die ihn zum Manne machen.“

Ilse wurde noch heftiger:

„Du darfst also viele Frauen lieben, wenn es dich zum Manne macht? Und ich soll keinen Schmerz empfinden, wenn du deine Nächte mit anderen Frauen teilst und deine Umarmungen, deinen Leib und dein Herz anderen Frauen gibst, wo ich doch dachte, daß der Tag der Hochzeit dich mir ganz und gar geschenkt hätte?“

„Nicht ich bin dein, sondern du bist mein geworden“, antwortete ruhig der Japaner. „Ich bin ich geblieben und bin nur durch dich mehr geworden. Aber du bist seit dem Tag unserer Hochzeit nach unseren asiatischen Begriffen verschwunden und bist nicht mehr.“

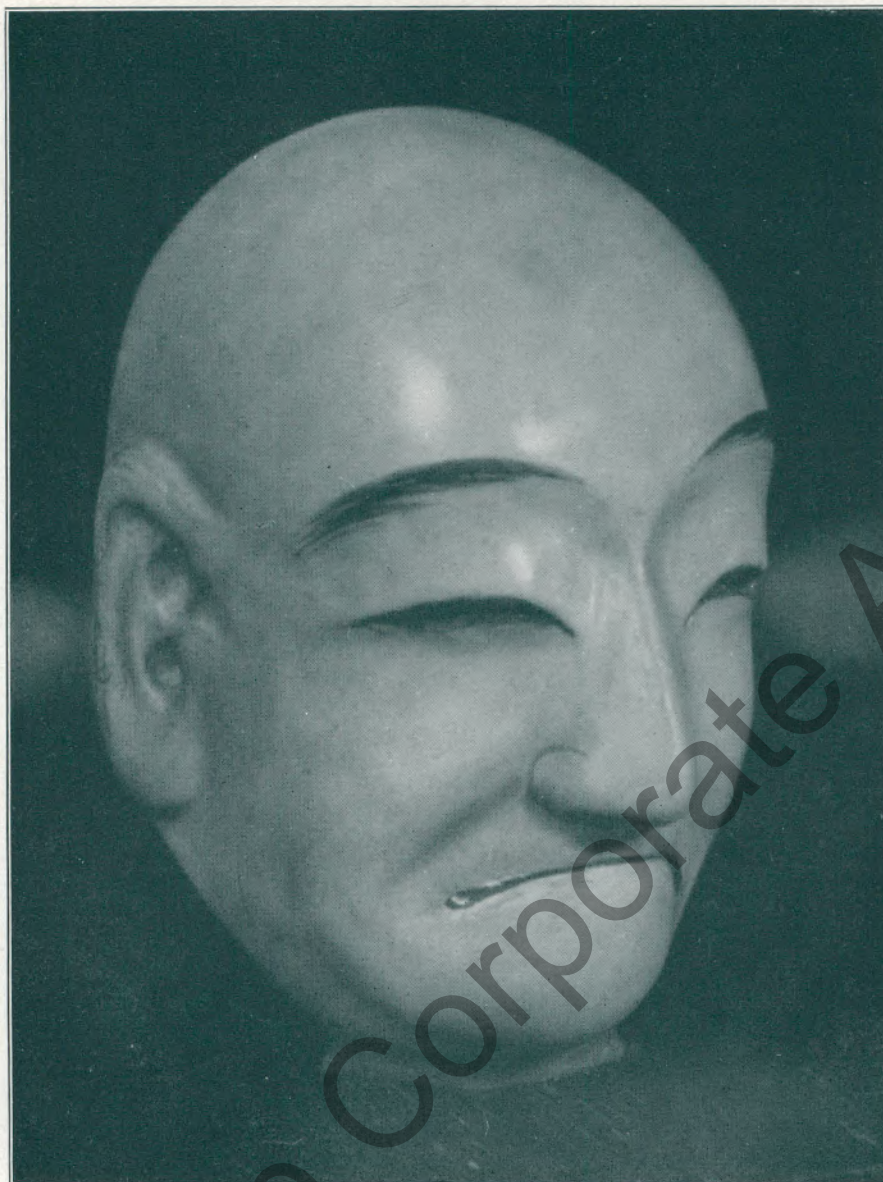
„Ich bin also schon“, lachte Ilse, „an dem Tag unserer Hochzeit ins Nirwana eingegangen und gehöre jetzt zu den Toten?“

„Ja, Ilse, größtes Glück ist Nirwana. Und die Frau, die sich nicht um das wirkliche Leben zu kümmern braucht, um Geldverdienen und Staatsgeschäfte, kann deshalb schon am Tag ihrer Hochzeit ins Nirwana eingehen, der Mann erst am Tage seines Todes.“

„Aber ich will gar nicht im Nirwana sein, wenn du nicht darin bist“, rief die junge Frau eigensinnig. „Und solange du im gewöhnlichen Leben bist, will ich auch eine gewöhnliche Lebende sein.“

Porträt-Maske
eines
japanischen
Schauspielers
(Originalgröße: 3-4 cm).

Sammlung:
Lifotín, Berlin.



Lichtbild:
Hilde Schlitter.

Okuro sagte ruhig: „Die Götter haben euch Frauen keine Knochen gegeben, um im gewöhnlichen Leben so fest zu stehen wie der Mann.“

Dieses war das erste von hundert ähnlichen Gesprächen, welche Ilse und Okuro, in ihren Deckstühlen liegend oder um die Schiffschornsteine promenierend, morgens, mittags und abends führten. Seit Europa verschwunden war und das nach Asien schweifende Meer vor ihnen lag, bauten sich die Gedankenwelken der beiden Neuvermählten in der Leere des Meeres wie die Ufer von zwei einander gegenüberliegenden Ländern voreinander auf.

Nie hatten die beiden in den lebendigen Alltagsstunden des zerstückelten Tageslebens von Berlin, wo sie sich hatten kennen lernen, Mühe gefunden, mehr voneinander zu sehen als nur leichte Beleuchtungen, unterhaltende Augenblicksbilder ihres Herzens. Jetzt aber, unter der unendlichen Weite, auf der Reise über die halbe Erdkugel, die vor ihnen lag, unter der Riesenruhe des körperlosen Himmels und des unbegrenzten Wassers und in der Ruhe der unendlichen Einförmigkeit des kasernenhaften Schiffslebens, wuchsen die Betrachtungen der beiden wie meilenlange Seeschlangen, die unterirdisch dem Schiff folgten und hie und da in großen Wellenlinien an die Oberfläche kämen.

Bei dem ersten Gespräch von dieser Art, das bei Nacht in der Meeresenge von Messina geführt wurde, sahen sich die

beiden nicht. Ihre Deckstühle standen im Schatten von großen Rettungsbooten, und es war zu der späten Stunde, da die Deckbeleuchtung der gelben Glühbirnen halb gelöscht ist. Es fehlte diesem Gespräch das Echo der Gesichtsmienen und Bewegungen, und da es als erstes Gespräch nicht zu Ende geführt wurde, und da sie danach nur immer ihre Stimmen im Ohr und nicht ihre Gesichter gesehen hatten, so blieb dieses Gespräch wie ein ewig dunkler verborgener Keim, der auf dem beweglichen Schiff und auf der Bodenlosigkeit der Meerestiefe keine Wurzel fassen und nicht ausgerissen werden konnte, sondern mit ihnen schwamm und anwuchs wie ein millionenfingriges Seegewächs.

Als Ilse und Okuro die erste Landstation, die lange, weiße Molenmauer von Port Said, unter dem grünlichblauen Afrikahimmel sahen, da hingen die Gespräche über die verschiedenen Denk- und Empfindungsweise der beiden wie der Schaum des Fahrwassers hinter ihrem Schiff.

Ilse hütete sich wohl, der Großmutter am nächsten Tag von ihren wankenden Gedanken und Gefühlen zu erzählen. Auf dem Weg über das Mittelmeer nach Afrika hatte sie geglaubt, es sei der schwankende Schiffsboden, der sie selbstquälerisch und heimatlos stimme, und auf dem sie sich behaupten müsse. Aber der Spaziergang in Port Said hatte sie noch mehr erschreckt, und sie konnte sich nicht der Überlegung erwehren, ob sie von jetzt an schweigen und asiatisch

dulden oder sich auflehnen und europäisch behaupten müßte.

Das Schiff wanderte und wanderte, beladen und belastet mit den hundert verschiedenen Ideenwelten von hundert verschiedenen Rassen. Es hatte die lange Sandwüstengasse des Suezkanals passiert, wo der Sand auf Meilen wie gelber Goldstaub lag, und wo weiße Salzflakenn Moore gleich weißen Eisflächen glänzten. Auf die Ode und den Stillstand dieses Landes folgte die höllische Blutbrunst des Roten Meeres, wo das Meer nicht rot vor Korallen ist, sondern rot wird von der Hitze, mit der es deine Augen brennt, wo die Sonne wie ein Feuereimer das Tageslicht gleich rotem, flüssigem Metall ausgießt, wo violette Steingebirge in Nubien dastehen und gegenüber in Arabien solche, die silbernen Aschenhaufen gleichen, wo der Berg Sinai als Silhouette am Himmel vor Hitze zittert.

Am vierten Tag, am Ende des Roten Meeres rückte ein mächtiger, dunkelbrauner, ausgedörrter Berg heran, zu seinen Füßen lange, rote Kasernendächer: die Festung Aden. Dieser Berg war wie der Pfosten der Tür in den Indischen Ozean; und im grüngelben Abendhimmel blieb das Meer zurück, und die Boote mit nackten schmalen Somalinesern, die das Dampfschiff draußen vor Aden wie eine Affenherde umwimmelt hatten, blieben zurück, und zurück blieben die Länder, wo der Halbmond regierte, und die graue arabische Felsenküste, auf der weiße Minarette am Nachmittag gleich weißen Fahnen gestanden hatten, und dahinter man sich das Land voll Harems und Frauen träumte. Alles das ging im Westen in dem friedlich ögelben Himmel unter, und auf der straffgespannten Meeresfläche im Osten lag vor Ilse und Okuro das noch unsichtbare, aber sich stündlich nähernde Indische Reich, an dem sie jetzt vorbeiziehen sollten.

Mit der Weite des Indischen Ozeans kam auch wieder die Weite der Gedanken über Ilse und Okuro. Die Hitze, die mit ihren Flammen im Roten Meer alle Menschenkörper zu ihren Medien gemacht hatte, verlor an Kraft, und die Menschen wurden wieder selbständig und dachten wieder ihren eigenen Gedanken nach.

Eines Abends saß Ilse Großmutter allein am Ende des Promenadendecks. Große Sternbilder der fremden Südzone stiegen aus der Meerestiefe auf und wanderten über die Masten des Schiffes fort.

In der Nähe der Dame saß nur Kutsuna und las. Das Schiff war wie eine große indische Trommel, daran die Meereswellen ihr Märsche trommelten, und sein Gang war immer ein Wechsel von Begeisterung, wenn es sich in die Sterne hob, von Enttäuschung, wenn es wieder in die Leere sank.

„Wie viele Gedanken mögen an den Sternen hängen“, dachte die alte Dame. „Wie viele Tausende von Seereisenden haben nachts mit offenen Augen hier unter den Sternen auf wandernden Schiffen gesessen. Jeder Stern ist wie eine eingepuppte Seidenraupe, von der man Gedanken wie Seidenfäden abspinnt.“

„Gehen Sie, Herr Kutsuna“, sagte die alte Dame, „Sie sagen immer, mein Haar sei so weiß wie der Abend Schnee auf dem Hirayama am Biwasee in Ihrer Heimat Japan. Und so wahr mein Haar nie mehr dunkel wird, so wahr glaube ich, daß Ilse für ihr Herz keinen besseren Mann finden konnte als Okuro. Aber damit ist nicht gesagt, daß Okuro in Japan nicht eine bessere Frau als Ilse finden und ohne Ilse sehr glücklich werden könnte.“

Kutsuna hatte eine Landkarte auf seinem Schoß, sah auf und sagte:

„Ich bewundere immer, wie großartig die Europäer die Welt einteilen können, die Länder in flache Figuren, die Erdkugel in Breitengrade und Längengrade; in alles Irdische bringen die Europäer Zahlen und Ordnung. Aber sie finden kein System für ihre Gefühle, wollen kein System an-

erkennen für das kleine, kurze Menschenleben, das doch aus nichts anderem besteht als aus Jugend, Reise und Alter, das also Grenzen hat und nicht als etwas Unbegrenztes, Unordenliches angesehen werden kann.“

„Aber, mein Herr“, unterbrach die weißhaarige Dame ungeduldig Kutsuna, „Gefühle lassen sich doch nicht in Systeme bringen. Gefühle sind doch das Unbegrenzte am Leben! Liebesgefühl kann Unordnung und Ordnung zugleich haben. Wer liebt, wünscht glücklich zu machen, aber das Leben muß erst beweisen, ob er einen Gewinn oder eine Niete gezogen hat.“

„Wo Liebe ist, ist ewiges Glück“, sagte der Asiate. „Wo ein Wechsel eintreten kann, war die Liebe nicht vollständig. Ihr Europäer wünscht, daß der Mann sein Leben lang seine Frau bediene und sie höher halte als sich selbst. Wir Asiaten verlangen von der Frau, daß sie den Mann bediene und sich ihm unterordne. Und wir finden: dieses bringt Ordnung in die Liebe zwischen Mann und Frau.“

„Sehr weise gesprochen“, sagte die alte Dame. „Aber lassen Sie jetzt auch den Abend Schnee auf dem Hirayama zu Ihnen sprechen; das heißt: vertrauen Sie den Gedanken, die unter meinen weißen Haaren entstanden.“

Das Kostbare an der Liebe ist, daß sie ein ewiges Abenteuer bleibt, und daß weder die Sicherheit der madonnenhaften Unterordnung einer asiatischen Frau, noch die olympische Selbstherrlichkeit einer europäischen Liebe in ein System bringen kann. Die Liebe wird immer etwas verschwenderisch sein, immer ein Zubiel in das Blut der Menschen bringen, das Zubiel, das die Endlichkeit des seligen Augenblicks in eine Unendlichkeit des Genusses verwandeln kann. Wo das Zubiel zwischen zwei Menschen fehlt, die sich vorstellen, daß sie sich liebten, wird die Liebe immer nur ein erbärmlicher chemischer Prozeß bleiben, der Kinder hervorbringt und sich ruhig in ein System fassen läßt.“

Der Asiate schwieg lange und ließ die Sternbilder wandern. Dann sagte er und faltete die Landkarte zusammen:

„Die Götter in Europa haben euch Europäer nicht umsonst Mikroskope für eure Augen konstruieren lassen. Ihr könnt auch eure Liebesaufregung unter ein Mikroskop legen. Wie die Eisblumen an euren Fenstern, so seht ihr die Linien eurer Liebesleidenschaft. Und ihr Europäer könnt über Dinge sprechen, die uns Asiaten ewig unsichtbar bleiben.“

Die alte Dame antwortete:

„Ihr Asiaten könnt das auch, wenn ihr wollt. Nur seid ihr liebenswürdige und bescheidene Kinder eurer Götter, und wir sind vorwichtig. Wir müssen unsere Freuden belauschen und unsere Schmerzen. So wie unsere Anatomen den Blutkreislauf fanden, so suchen wir nach dem Kreislauf unserer Schmerzen und Freuden.“

Kutsuna spricht eifriger:

„Wir haben nur immer von den Indern den Kreislauf der Seele zu beobachten gelernt. Aber diese Liebesleidenschaft haben wir nicht als Lebenswert untersucht und haben die Liebe nicht auf die Höhe gestellt wie ihr in Europa. Aber seit ich bei euch war, begreife ich, daß die Zukunftswelt die Liebesleidenschaft als Weltmittelpunkt erkennen wird. Nicht die Weltruhe, nicht das Nirwana, wie wir in Asien immer glaubten, und nicht den Welt Schmerz und das Weltmitleid, wie euer vergehendes Christentum immer glaubte; die Liebesleidenschaft ist für jeden, der sein Leben ernst nimmt, sein Gott, der ihm Leben und Tod gibt. So sagte auch gestern Okuro zu mir, als wir bei Aden das Rote Meer verließen; er sagte mir, er würde nie mehr mit Ilse über die Meinung streiten, die sie als Europäerin von der Ehe hat. Sie macht ihn mit jeder Meinung glücklich. Sein Blut ist so zufrieden von ihrem Blut, daß er nicht mehr nach Lebensgebräuchen und Lebenssitten fragt, daß er ihr zuliebe ein Europäer werden will auch in seiner Heimat. Seine Liebe ist jetzt so groß, daß er meinungslos geworden ist.“

Japanische
No-Masken.

Sammlung:
Liotin, Berlin.



Lichtbild: Hilde Schlitter.

Kutsuma wartete auf einen Freudenausbruch der Dame. Und als der junge Mann keinen Laut als Antwort erhielt, empfand er mit einemmal das Schweigen zwischen sich und der alten Dame wie einen Abgrund, als wäre sie über einen Ozean vor ihm und seinen Worten zurückgewichen.

Lächelnd suchte Kutsuma eine Verbindung herzustellen und sagte:

„Warum schweigt der Abendschnee am Hirayama? Er, der mir vorhin so schöne weite Gedanken gab?“

Da seufzte die alte Dame:

„O wie unglücklich sind die gütigen Liebenden! Güte in der Liebe bringt Unglück. Liebe ist nie gütig, Liebe fordert, mißhandelt, vergewaltigt. Von zwei Liebenden muß einer der Stärkere werden. Der Mann muß die Frau unterjochen, er kann ihr ja den Wahn ihrer Selbstherrlichkeit lassen, wenn sie es noch nötig hat. Aber er darf nicht gütig meinungslos werden.“

Sagen Sie das zu Okuro! Das sei die Ansicht dieser weißen Haare. Und immer, wenn er seine weißen Haare sieht, die ihr Japaner mit dem Abendschnee von Hirayama vergleicht, soll er stark werden, soll nicht vor Ilse meinungslos werden. So wie der Schnee am Hirayama nie zu schmelzen ist, so soll sein Wille von keinem Frauenwillen zu schmelzen sein. Nur dann macht er Ilse glücklich.“

Kutsuma betrachtete andächtig den weißen Kopf der alten Dame, so andächtig, wie nur ein Japaner im Abend am Bivasee den Schnee von Hirayama betrachten kann. —

Ceylon mit seinen wolkenblauen, glänzenden Bergen, die voll Amethysten und Mondsteinen liegen, wurde von dem wandernden Schiff für einen Tag berührt. Dann zog die magnetische Ferne das Schiff weiter nach Osten. Und Ilse träumte sich Palmenwälder aufs Meer, denn sie wußte:

rings waren Küsten mit heiligen indischen Wäldern und heiligen indischen Tempeln. Und ringsum an der Küste lebten Völker, die so gut waren, daß sie den Schlaf eines Tieres heilig hielten — den Schlaf des geringsten Straßenhundes, dem es einfiel, mitten in den verkehrsreichsten Städten sich in die Sonne zu legen und zu träumen. Kein Fußtritt verzagt den Träumenden, denn jeder Traum, auch der Traum eines Hundes, ist ein Paradies, das sich für Augenblicke auf die Erde senkt. Darum wird auch der Schlaf der Tiere mit Ehrfurcht behandelt. Kein Peitschenknallen, nur Silberglocken am Kutschbock treiben die Pferde an. Über alles das dachte sie oft mit Scheu nach.

„Wie seltsam“, meinten die beiden Japaner und die beiden Europäerinnen, „daß Europa und Asien nebeneinander auf derselben Erde liegen, sie, die weniger zusammengehören als Erde und Mond. Europa gibt seinem Leben das Sprichwort: Zeit ist Geld. Und Asien beachtet weder die Zeit noch das Geld. Es ist erstaunlich, daß die einfache Schiffschraube, die nichts tut, als sich drehen, uns aus der Welt der Begriffe von Zeit und Geld in die Welt der entgegengesetzten Begriffe befördern kann, ohne daß wir dabei daran zugrunde gehen oder erst sterben müssen.“

„Am seltsamsten“, sagte die alte Dame, „ist es für mich, die ich schneeweiß aus Europa komme. Ich glaubte mich schon am Ende meines Lebens; und ohne daß ich eine neue Inkarnation eingehen muß, verjüngen sich hier in Asien meine Gedanken. Wenn ich morgens in den Spiegel sehe, wundere ich mich, daß ich immer noch den Schnee auf meinem Kopf trage.“ —

Das Schiff hatte Hinterindien, Penang und Singapore passiert und drang in das Chinesische Meer.

In Singapore aber war Ilse aus ihren indischen Träumen

gerissen worden. Dort, wo die Chinesen wie der Sand am Meere sind, wo die gelbe Rasse die braune Rasse verdrängt, wo Ilse noch gelbere Menschen als die gelben Japaner sah, während ihr das Reisen schon wie das Wandern des Blutes in ihrem Körper zur Gewohnheit geworden war — überfiel sie ein Schrecken und eine Angst vor der Zukunft. Die schlüßigen Menschen entsetzten sie. Die geschlüßten Augen, die vorstehenden Backenknochen schienen ihr die Gesichter zu verkrüppeln.

Am Abend, als sie mit ihrer Großmutter aus Singapore an Bord des Schiffes zurückkam und der Himmel voll gelber Abendwolken gleich tausend gelben Chinesengesichtern war, ging sie nicht in ihre Kabine zu ihrem Mann. Sie eilte in die Kabine ihrer Großmutter, drückte ihr Gesicht in die Hände der alten Dame und schluchzte.

„Kind, Kind, ich weiß es“, sagte die alte Dame. „Ich habe daselbe gedacht wie du heute. Aber laß die Zeit verstreichen. Die Zeit bringt Gewohnheit, und Gewohnheit kann dich wieder glücklich machen. Wenn die Erde hier auch fremder ist als ein fremder Planet, wir stehen doch noch mit den Füßen auf derselben Erde, und wir werden auch mit der gelben Rasse gut Freund werden.“

„Ich nicht“, sagte Ilse. „Sieh mein rotes Haar an, sieh meine weiße Haut an. Ich habe nicht daran gedacht, daß ich unter eine ganze Welt von gelben Menschen komme. Okuro war mir lieber, als er allein in Europa war. Aber jetzt ging er heute vor mir unter in der Flut der gelben Gesichter, als wäre er im Chinesischen Meer ertrunken. Ich will heute nacht bei dir bleiben, Großmutter, und im nächsten Hafen fliehen wir und kehren um nach Europa. Es ist mir, als ginge ich bis zum Hals im gelben Lehm und ersticke, wenn ich unter den gelben Menschen bleiben muß.“

Die beiden Frauen umarmten sich leidvoll und saßen miteinander auf dem Rand des Kabinenbettes in dem kleinen weißlackierten Raum, und saßen eine Stunde still, ohne sich zu rühren, und waren beide weit fort aus dem Schiff. Beide gingen durch die Straßen von Europa, beide verstimmt vor Sehnsucht nach der Heimat und beide von neuem aufschluchzend, als sie sich ansahen und sich vom Schiff weitergeschleppt fühlten. Sie wunderten sich im stillen, daß das im Wasserdruck knisternde Schiff vom Heimweh zweier Menschen nicht zum Sinken gebracht wurde.

Die Nacht kam, und Ilse blieb in der Kabine ihrer Großmutter und ließ sich durch die alte Dame bei Okuro entschuldigen.

Was dann in dieser Nacht geschah, weiß kaum ein einziger, der sich im Schiff befand, mit Genauigkeit zu erzählen.

Die alte Dame fühlte sich plötzlich durch einen Stoß mitten im Schlaf aus dem Bett geschleudert. Sie schrie nach Ilse. Alle Leute im Schiff schienen mit ihr zu schreien. Alle Lampen waren erloschen. Das Schiff schien mitten im Meer stillzuliegen. Statt der taktmäßig arbeitenden Maschinenschraube herrschte Todesstille. Und als die alte Dame sich von einem Koffer aufrichtete, auf den sie gefallen war, faßten sie zwei Männerhände, zogen sie wie eine Maschine durch die Dunkelheit, wo kniehohes Wasser ihr entgegenschoß, schäumendes und gurgelndes Wasser, schreiendes und windendes Wasser, das mit Menschenleibern angefüllt zu sein schien.

Statt der Schiffstreppe fühlte sie Menschenkörper unter ihren nackten Füßen. Die Männerhände und das türmende Wasser hoben sie wie mit Hebeln über tausend Hindernisse, bis sie auf ein Schiffsdeck hinfiel, auf einen anderen Dampfer, der wie ein dunkler Berg in der mondhellen Nacht neben dem taumelnden und untergehenden Schiffsdeck stand, von dem sie kam. Sie erkannte jetzt Okuros Gesicht im Getümmel der sich Rettenden, Okuro, der ihre Hände hielt und sie fort-schleifte und sie auf den roten Teppich eines erleuchteten Schiffsaaes niederlegte. Dann schrien beide zugleich: „Ilse!“, und Okuro verschwand.

„Ilse, Ilse!“ rief die alte Dame immer wieder, als könnte sie mit dem gerufenen Namen einen Menschen erschaffen.

Die Geretteten hörten am nächsten Tag, daß im Mondnebel ein Zusammenstoß zwischen ihrem und dem Schiff, auf welchem sie sich jetzt befanden, stattgefunden und ihren Dampfer zum Sinken gebracht hatte. Unter den Ertrunkenen, die ringsum aus der glatten See gefischt wurden, wurde auch Ilses Leiche an Bord gebracht.

Kutsuma aber hielt Okuro in der Kabine zurück und belog ihn und sagte ihm, Ilse wäre mit ihrer Großmutter gerettet. Denn er fürchtete, daß sein Freund sich nochmals ins Wasser stürzen würde, wie er es beim Untergang des Schiffes versucht hatte, als er Ilse nicht fand.

Aber Okuro war bei der Lüge seines Freundes unglaublich, schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich weiß, daß Ilse ertrunken ist. Ihre Seele war für mich schon nach Europa zurückgekehrt, und sie war für mich schon tot, ehe das Schiffsunglück eintrat. Ilse lebt nicht mehr, sonst würde sie vor mir stehen. Const wäre sie in der letzten Nacht in meiner Kabine geblieben. Ilse kehrt nicht wieder.“

Nach den wahnwitzigen Kämpfen und Aufregungen der Unglücksnacht blieb Okuro von nun an bis zur Landung in Japan teilnahmslos. Er betrachtete nur stundenlang seine Hände, welche Ilse immer geliebt hatte. — Er, die weißhaarige Großmutter und sein Freund Kutsuma saßen wie Wandbilder schweigend nebeneinander auf den Deckstühlen des nach Japan wandernden Schiffes, und Ilses Name wurde nicht mehr ausgesprochen.

Aber Kutsuma war immer bereit aufzuspringen, um die alte Dame und Okuro vom Schiffsgeländer zurückzuhalten, denn das Wasser unten schien magnetische Kraft zu haben für alle die Schiffbrüchigen, welche Angehörige in der Unglücksnacht verloren hatten. Einige sprangen auf der Fahrt plötzlich ins Wasser, Männer, welche ihre Kinder suchten, Frauen, die zu ihren Männern wollten.

Dann erschienen eines Morgens die stillen, zwerghaften Inseln Japans im Frühnebel, die Silhouetten der vielfach gekrümmten uralten Bäume, die zierlichen Hügel mit den winzigen Terrassen winziger Reisfelder.

Die beiden Japaner erwachten aus der Totenstille, und nur die weißhaarige Dame blieb stumm, und ihre Augen sagten müde: Seit Ilse tot ist, ist die Erde für mich ein Sargdeckel geworden. Ich möchte mich auch in den Sarg legen.

Als die Schiffsbrücke in Nagasaki herabgelassen wurde und unten Motorboote voll von Angehörigen der japanischen Reisenden beim Schiff anlegten, sahen die Leute, welche Okuro und seine junge Frau erwarteten, zu ihrem Erstaunen den berühmten Schauspieler die Schiffstreppe herabsteigen, mit seinem Arm eine alte, weißhaarige Dame stützend.

„Ist Okuro deswegen nach Deutschland gereist, um sich eine alte Dame, die weiß ist wie der Abendschnee am Hirayama, zur Frau zu holen?“ fragten sich seine Freunde verwundert. Aber niemand lachte. —

Unter Okuros Freunden war ein japanischer Schriftsteller, welcher den Eindruck nicht vergessen konnte, welchen die weiße, alte deutsche Dame auf ihn gemacht hatte, die als vermeintliche Frau des Okuro am Arm des jungen Japaners ans japanische Land gestiegen war. Dieser Schriftsteller schrieb ein Drama; und nachdem Monate vergangen waren und die alte Großmutter von deutschen Freunden nach Europa zurückgebracht worden war, las er sein Drama Kutsuma und Okuro vor.

Kutsuma, welcher in Japan Frauenrollen spielte, war sehr begeistert von der Rolle der Ilse, und Okuro sollte die Rolle der weißhaarigen Großmutter spielen. Der Schrift-

Weibliche
No-Maske.
Museum
für
Ostasiatische Kunst
Köln.



Lichtbild: R. Hallensleben.

steller hatte das Stück den „Abendschnee auf dem Hirayama“ genannt.

Der Abend der Vorstellung kam, und Okuro trug eine Perücke aus weißer Seidenwatte. Nur hatten die Zuschauer eines japanischen Theaters ein lebhafteres und atemloseres Spiel gesehen. Nur einige murmelten und wunderten sich, daß der junge Ehemann das Drama spielen wollte, das sich erst vor Monaten ereignet hatte. Und viele nannten ihn herzlos und gefühllos, weil er den Tod seiner jungen Frau nicht ernster nahm als ein Drama.

Der letzte Akt kam und die Szene, wo die gerettete Großmutter aus der Kabinettür kriecht und während des Schiffsunglücks nach Ise schreit. Sie tastet sich vorwärts. Aber statt dessen richtet sich der die Großmutter spielende Okuro auf und springt an die Theaterrampe vor, streckt die Arme ins Publikum, und statt in Wehklagen über die Ertrunkene auszubringen, ruft er:

„Geh! mich aus dem Schrecken neugeboren und weiße und kühl geworden, wie der Abendschnee an Hirayama! Klatscht in die Hände, klatscht Beifall dem Größten, dem Gott des Unglücks, der die Herzen erlöst, der nimmermehr ist als das Glück, der einen Willen hat, wenn das Glück keinen mehr hat. Gedankenvoller, als der Schnee am Hirayama über dem Biwasee im Abend scheint, ist der Blick des Unglücks, wenn

er sich auf uns richtet, feierlicher und gigantischer ist die Weisheit des Unglücks und ragt über alles Wissen. Ich beweine sie, die Ertrunkene, nicht, und ihr sollt auch mich nicht beweinen, der ich die Gunst des größten Gottes genoss, die Gunst des Unglücks, das heiliger ist als der Augenblick des Glückes.“

„Klatsch! Beifall“, rief Okuro noch einmal; und dann kam Kutsuma, der, als Ise verkleidet, jetzt ertrunken sein sollte und nicht mehr zu erscheinen hatte, und fing den wahn-sinnig gewordenen Freund in seinen Armen auf.

Die Zuschauer sahen noch, wie Kutsuma dem Okuro die weiße Perücke vom Kopfe riß, um ihm Luft zu machen und sein Gehirn zu kühlen. Da — mit einem einzigen Ruf des Schreckens erhob sich das ganze Theaterpublikum; denn Okuros Haar war unter dem Spiel vor Schmerz so weiß geworden wie die Watte der weißen Perücke. Einer im Theater wies es dem andern und wurde ehrfürchtig vor der Seele des Liebenden, die hier größer als die Kunst des Schauspielers gespielt hatte.

Alle im Theater weinten; und keiner, der je zum Biwasee kommt und den Abendschnee am Hirayama bewundert, vergißt der Geschichte des Liebenden zu gedenken, den das Unglück weiß wie der Schnee machte.

*



Frühling.

Lichtbild: Gorny.

Zuerst die Dorfgasse hinauf. Lächelnd laufen die Bauernhäuser mit. Über das kleinste Ding streichelt eine innige Fröhlichkeit. Über eine Türklinke, über das Schild einer Feuerversicherungsgesellschaft, über ein paar zerfetzte Bauernstrümpfe, die über einen Gartenzaun zum Trocknen aufgehängt sind.

Groß oder klein, arm oder reich. Die Frühlingssonne weiß nichts davon. Drunten am Armenhaus blüht ein Heckenrosenbusch. Und im Pfarrersgarten stehen den Weg entlang weiße Narzissen und rote Tulpen. Vielleicht ist der Heckenrosenbusch irgendein närrisches Vagabudentestament. Dann sind die Tulpen wahrhaftig eine Zeile aus einer frommen Sonntagspredigt.

Noch ein paar tüchtige Schritte über Sonnenringel und Schottersteine, und das Dorf hört auf. Im Dorfweiher liegt der blaue Frühlingshimmel mit seinen lustigen Wolkengesichtern. Knapp daneben läuft die Landstraße vorbei, ins weite, gottgesegnete Land hinaus. Braune Erde, grüne Halme, blauer Himmel. Ein Pflug kämmt Furchen in einen Acker. Das Wiehern eines Pferdes reißt sich in die Stille. Hinter einem Saatfeld fangen die Wiesen an. Und zwischen zwei gelben Dotterblumenstrichen schäumt ein Bach.

In einer Bachschleife stehen zwei blühende Kirschbäume. Ein Bild, wie aus einem Skizzenbuch von Rudolf Sieck gerissen. In den Ästen hängt der Frühling. Blütenselige Wolken. Um ungezählte Sterne summen die Bienen. Überall ist wieder Sonne. Irgendwo probiert eine Lerche ihre Jakobsleiter aus. Von der letzten Ernte steckt noch ein Strohmann zwischen einer krummen Astgabel. Was der aber wohl den lieben langen Tag zusammenspintisieren mag? Von der Schönheit der Erde, von der Heiligkeit eines Blütenkelches, vom Jubel der Landschaft. Seliger Philosoph!

Drüben am Waldrand rattert und knattert ein Zug vorbei. Eine Rauchfahne spinnt sich neben und hinter ihm her. Bis der Wind sie in tausend Fetzen zerknüllt und die grauen Überbleibsel gleich flaumigen Spielbällen den Föhren zuwirft.

Weit im Grund liegt das Dorf. Die Häuser eng aneinandergerückt. Der Kirchturm ragt wie ein Zeigefinger aus dem Gewimmel. Jeden Augenblick kann die alte Bauernuhr schlagen. Und dann singen die Glocken, rufen, mahnen, kunden und jubeln das beglückendste Evangelium über Mensch und Tier, Weg und Wiese, Glaube und Zweifel, Sattsein und Hunger hinweg: Frühling . . .

Max Bardroff.

Pfingsten um den Kirchturm herum.

*Der alte Apfelbaum drüben
im Pfarrersgarten hat gestern
seine letzte Blüte in den Wind
geworfen. Alles kommt, alles
geht.*

*Jetzt sind die Schwalben
wieder da. Und die Balsamin-
stöcke. Und der wilde Wein.
Und alles andere auch. Jetzt sind
die Gartenzäune wieder stolz.
Und in einem Narzissenkelch
schläft ein blauer Schmetterling.*

*Und heute ist ja wieder ein-
mal . . . Pfingsten. Und wenn
auch heute in der Frühe so ein
Dorf noch gar gottesleis um den
Kirchturm herum kniete, so lacht
es jetzt doch aus allen Fenstern
in die Nachmittagssonne . . .*

*Und der letzte Schwung der
Feiertagsglocken, der in der flim-
mernden Luft hängt, ist nur
noch ein dünner Spinnfaden der
Ewigkeit.*

*Der junge Lehrer aber kommt
jetzt aus dem Kindergottesdienst, und der Küster löscht vorne am Altar die Kerzen aus . . .*

*Auf den Küster warten sie schon in der Wirtsstube mit den Spielkarten wie auf den Schellenkönig,
auf den Lehrer wartet vor der Kirchentüre ein lärmender Kinderhaufen wie auf einen Rattenfänger.*

*Derweilen kichert eine bunte Kette von Bauernmädchen über die Gasse, reißt auseinander, findet sich
wieder. Auf einmal schließen sich die blauen und roten Mieder zu einem Kreis, und mittendrin steht
gefangen der Gendarm. Und ein Mädchen wirft dem andern wie einen bunten Ball ihren Übermut hin,
bis dann zu allerletzt sogar zwischen den steifen Schnurrbartspitzen der Gendarmerie ein Lächeln klebt.*

*Ja, alles zu seiner Zeit. Am Pfingstmorgen das Händefalten und das Herzklopfen und den Segen.
Am Pfingstnachmittag das Lachen und das Lachen und das Lachen.*

*Alles zur rechten Zeit. Der Musikantenbenedikt meint es wenigstens so. In der Frühe . . . die Posaune
zum Choralblasen . . . jetzt aber die Flöte zum Lustigmachen.*

*Zu was hätte denn sonst einer die Flöte erfunden. Zu was anderem gewiß nicht als zu einem Triller,
der jetzt übers Fensterbrett springt, an einem Starkasten vorbeiwippt, einen kleinen blauen Falter auf-
weckt, hinter den Schwalben herflitzt und sich dann irgendwo auf einer Himmelsstraße verirrt.*

*Denn das Leben ist ja heute so leicht . . . so gotteswunderleicht . . . weil ja heute wieder einmal . . .
Pfingsten ist . . .*

Max Bardroff.



Lichtbild: J. Gaberell.

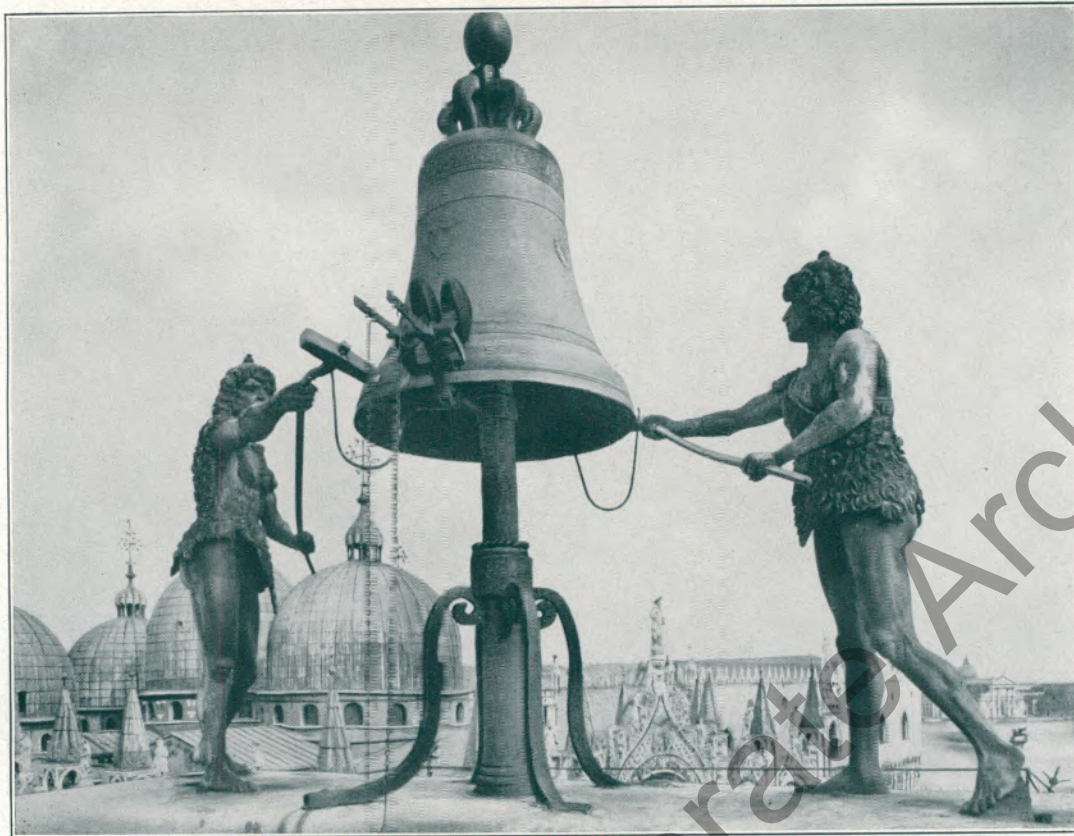


Abb. 1. Zwei bronzene Mohren schlagen die Stunden auf dem Uhrturm am Markusplatz in Venedig. Im Hintergrunde die Kuppeln des Markusdomes und die Spitzen des Dogenpalastes.

Astronomische Kunstuhren und Glockenspiele.

Von Anton Lübke.

II.

Alle die schönen seltenen Uhren, die man im dämmernden Halbdunkel alter deutscher Dome findet, sind beredte und gleichsam mit ihrem nimmermüden Uhrwerk lebendige Symbole des mittelalterlichen Menschen. Sie sind ein ganz anderer Ausdruck dieser alten Zeit als Malerei und Plastik. Wie geheimnisvolle Zeitmaschinen erscheinen sie uns, wie pochende Herzen in den Gotteshäusern alter Zeit. Lange Jahre standen viele von diesen Uhren still, waren verstaubt und schienen dem Verfall entgegenzugehen. Vielfach lag diese Vernachlässigung an mangelnden finanziellen Mitteln, die zur Ausbesserung dieser Uhren notwendig waren; dann aber wagte sich auch so leicht kein Uhrmacher an die Kompliziertheit dieser Werke, die mit dem übersichtlichen Gangwerk heutiger Uhren wenig mehr gemeinsam haben. Aber die Besinnung auf die Erhaltung der schönsten Heimatdenkmäler,



Abb. 2. Die astronomische Uhr in der Lübecker Marienkirche.

welche diese Uhren zweifellos darstellen, dann aber auch die Fertigkeit der Uhrentechnik, die vor der Inangriffnahme von Reparaturen solcher komplizierten Uhren nicht zurückschreckte, führten dazu, daß manche kostbare astronomische Domuhr heute wieder in Gang ist und den Besucher und Beschauer entzückt.

Eine von diesen astronomischen Domuhren, welche erst im Sommer 1930 durch eine gründliche Erneuerung wieder zu neuem Leben erweckt wurde, ist die alte mehrhundertjährige Uhr im Dome zu Münster, ein Kleinod ganz kostbarer Art, sowohl in uhrentechnischer als auch künstlerischer Hinsicht. Einst galt die Münstersche Uhr als die Normaluhr im ganzen Münsterland. Der Vandalismus der Wiedertäufer zerstörte im Februar 1534, als der Dom geplündert wurde, an der Uhr soviel, daß sie bis zum Jahre 1930 nur mehr als einfache Pendeluhr lief, während das

übrige Werk vollkommen still lag. Nur der schwere, dumpfe Pulschlag des Perpendikels, der ununterbrochen durch die dämmernden Hallen des Domes echote, erinnerte daran, daß noch ein wenig Leben in dieser eigenartigen Uhr vorhanden war. Nun ist sie soweit hergestellt, daß ein großer Teil des Gangwerks wieder in Bewegung ist. Wenn auch die Münstersche Uhr bei weitem nicht so kunstvoll ist wie die Straßburger Uhr, so hat sie doch in etwa Ähnlichkeit mit ihr. Im oberen Stockwerke befinden sich in der Mitte die Drei Könige mit ihren Dienern. Links sieht man zwei Figuren des Stundenschlages, ein Wächter mit einem Horn, das jede Stunde ertönt, und Frau Hora, die an eine Glocke schlägt. Der Viertelstundenschlag wurde durch die zwei rechten Figuren ausgeführt, und zwar durch den Tod mit der Sense und Chronos mit dem Stundenglas. Die Bewegung der Figuren ist mittags um 12 Uhr am eindruckvollsten. Der Tod gibt zuerst vier Schläge an die Glocke, dann dreht Chronos das Stundenglas herum, Frau Hora auf der linken Seite schlägt an die Stundenglocke, und der Wächter läßt aus seinem Horn den Ton Luut ertönen. Nach dem zwölften Stundenschlag öffnet sich die Tür zur Linken der Madonna im oberen Giebfeld, es erscheint ein Stern, und die Drei Könige kommen mit ihren Dienern hervor, machen in der Mitte vor der Madonna und dem Kinde ihre Ehrenbezeugung, und unter dem Geläute von Glocken verschwinden sie wieder in der anderen Türe. (Abb. 5.)

Ebenso sinnreich ist der astronomische und astrologische Mechanismus, der sich im Äußeren auf zwei großen Zeigerseiben kennzeichnet und im wesentlichen mit anderen Uhren übereinstimmt. Die freien Felder der Gesamtfassade der Uhr sind mit Malereien bedeckt, unter denen die runden zwölf Monatsbilder des berühmten Münsterschen Malers vom Rink der Ältere († 1546) hervortragen und mit einer geradezu wunderbaren photographischen Feinheit Ausschnitte aus dem damaligen Leben im Münsterlande veranschaulichen. Im einzelnen auf diese Malereien einzugehen würde an dieser Stelle zu weit führen.

Über die Geschichte der Uhr und ihre Entstehung weiß man ebenfalls nicht sehr viel, denn die Akten darüber sind wahrscheinlich durch die Wiedertäufer um 1530 so viele andere vernichtet worden. Nur weiß man, daß der Mönch Friedrich im Zisterzienserloster Hude in Oldenburg im Jahre 1408 eine Uhr für den Dom zu Münster schuf, und daß während der Wiedertäuferunruhen „das kunstlich urwerck ganz toschlagen und in grundt vordorben“ wurde, wie es in einer alten Chronik heißt. Später wurde die Uhr dann durch Domprediger P. Johann von Aachen, dem Buchdrucker Lowyvel und dem Kunstschmied

Windemaker wiederhergestellt, was wahrscheinlich einige Jahre nach den Wiedertäuferunruhen der Fall war. In neuester Zeit erwarb sich Peter Werland in Münster große Verdienste um die Beachtung und Wiederherstellung der Uhr.

Eine ebenso beachtenswerte Uhr ist die in der Kirche St. Marien in Lübeck. Schon 1404, also zur Zeit, da die Münstersche Uhr entstand, wurde die Uhr erbaut, zwei Jahre später aber durch einen Altarbrand vernichtet, dann aber sofort wieder erneuert. Im Gegensatz zu anderen derartigen Uhren ist die Lübecker Uhr mit einem Schlagwerk auf dem Dachreiter der Kirche verbunden. Die Uhr in ihrer jetzigen Gestalt stammt aus dem Jahre 1508 und wurde von dem „Sehermaker“ (Uhrmacher) Mathias van Ds erbaut. 1809 wurde das Uhrwerk einer gründlichen Renovierung unterzogen und im Anschluß daran die von dem Astronomen J. E. Bode berechnete Mond- und Sonnenfinsternis von 1801 bis 1860 neu verzeichnet. Eine umfangreiche Erneuerung der Uhr wurde um 1890 durch die Firma Korfhage & Söhne in Buer vorgenommen.

Die Umrahmung der Uhr ist sehr malerisch und zeigt eindrucksvolle Symbole. (Abb. 2.)

Besonders bemerkenswert ist der obere reich aufgeteilte und geschnitzte Giebelteil, in dessen Mitte der Heiland mit der Weltkugel steht. Unter den anderen Figuren sind am bemerkenswertesten ein alter Mann mit Stundenglas und Glockenhammer, eine weibliche Gestalt mit gesenkter Fackel und Totenkopf, ein Januskopf in Gestalt eines alten Mannes auf der einen und eines jungen Weibes auf der anderen Seite. Dahinter steht ein vierzehnteiliges Glockenspiel. Sieben Figuren symbolisieren außerdem Sonne, Mond und die sieben Planeten in Gestalt der alten Griechengötter. Um 12 Uhr mittags, sobald das Glockenspiel im Dachreiter verstummt ist, treten aus einem Türchen der Kaiser und die sieben Kurfürsten heraus und verbeugen sich dann vor dem segnenden Christus. Bei ihrem Verschwinden verbeugen sich die dort stehenden Ratsdiener. Dabei lassen auch die Engel zu beiden Seiten ihr Posaunen- und Trompetenwerk erschallen. Nachdem die Figuren wieder in Ruhe gekommen sind, ertönt das kleine Glockenspiel im Innern. Das Glockenspiel auf dem Dachreiter, welches als das älteste Glockenspiel Deutschlands gilt, stammt aus dem Jahre 1510 und ist von dem Lübecker Glockengießer Hinrich von Kampen geschaffen. Die verschiedenen zehn Melodien sind den entsprechenden Festtagen angepaßt und werden von dem Kalenderwerk selbsttätig reguliert.

Neben diesen größeren Domuhren gibt es in deutschen Landen noch eine Reihe sehr merkwürdiger kleinerer Turmuhren,



Abb. 3 u. 4. Die aus dem 15. Jahrhundert stammende astronomische Uhr im Dome zu Lund, welche nach mehr als zweihundertjährigem Stillstand vor einigen Jahren von einem deutschen Uhrmacher wiederhergestellt wurde. Das untere Bild ist ein vergrößerter Ausschnitt des Mittelstückes.

die des Interesses nicht entbehren und ehrwürdige Kunstdenkmäler aus alter Zeit darstellen. In Marburg beispielsweise befindet sich auf dem alten Rathause eine kleine seltsame Uhr mit einem krähenden Hahn, der Erdfügel, die sich dreht, dem Tod mit dem Stundenglas, einem Nachtwächter, der in ein Horn bläst, und der Justitia mit Waage und Schwert. Ein merkwürdiges Wahrzeichen hat auch die Stadt Aalen auf dem Dachstürmchen seines Rathauses, in Gestalt einer Uhr, die man den „Spion“ nennt. Über der Uhr befindet sich ein Mannskopf, in dessen Mund eine Tabakpfeife steckt. Dieser Kopf hat schon zu allen möglichen Fabeln Anlaß gegeben. In Wahrheit verhält sich die Sache so: Als nach der Katastrophe vom Jahre 1634 auch das Rathaus wieder aus Schutt und Asche verjüngt sich erhob, schenkte die reiche Stadt Nürnberg ihrer Schwesterstadt eine Rathausuhr, an der sich alle möglichen beweglichen Figuren befanden, u. a. zwei Böcke, welche bei jedem Stundenschlag so oft mit ihren Köpfen zusammenstießen, als die Stunde war. Außerdem zeigte die Uhr die jeweiligen Mondphasen an. Dem Spionkopf, der sich an der Uhr befand, wurde folgende Sage angedichtet: Während einer Fehde mit der Nachbarstadt Gmünd hatte die Stadt einen ihrer Bürger abgesandt, um den Feind auszukundschaften. Als dieser bei dem feindlichen Lager angekommen war, habe er auf die Frage, wer er sei, treuherzig geantwortet: „Der Spion von Aalen“, und sei hierauf von den Feinden mit aller Freundlichkeit behandelt worden. In Wirklichkeit soll sich diese Geschichte aber während des Dreißigjährigen Krieges in Erfurt zugetragen haben.

Eng verwandt mit dieser Uhr ist die auf dem Rathhausturm in Jena mit dem Schnapphans, einem Kopf, der bei jedem Stundenschlag nach einer ihm auf einer Stange dargereichten goldenen Kugel schnappt. Eine ähnliche Uhr besitzt auch das Rathaus in Hildesheim. Über der großen Rathausuhr befindet sich ein Türmchen, in dem ein Jäger steht, der beim Stundenschlag in sein Horn bläst. Ein Judaskopf macht bei jedem Stundenschlag gleichzeitig den Mund auf und zu. Diese Figuren wurden zur Erinnerung an einen Juden errichtet, der

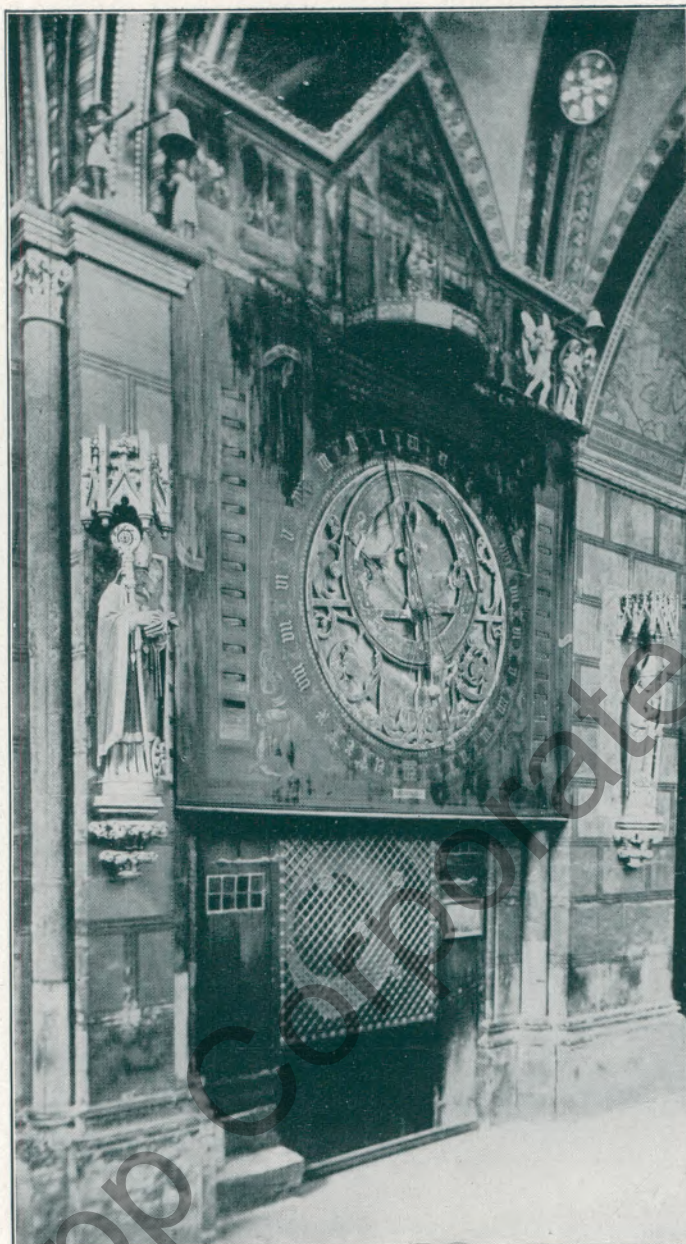


Abb. 5. Die astronomische Uhr im Dom von Münster i. W. 1534 von den Wiedertäufern zerstört, im Jahre 1931 wiederhergestellt.

die Stadt Hildesheim, als sie einst belagert wurde, verraten wollte. Der Verräter wurde im Rathaus eingekerkert und mußte dort Hungers sterben. Die Uhr ist schon uralt. Zuerst erschien sie 1404 in den Akten der Stadt.

Zwei sehr feine Uhrglockenspiele besitzt Bayern in den Städten Nürnberg und München. In Nürnberg ist es das berühmte Männleinlaufen und in München das Glockenspiel am Rathaus. Das Nürnberger Männleinlaufen zwischen dem gotischen Strebenwerk der Liebfrauenkirche stammt aus dem Jahre 1506, als eine Reihe angesehener Bürger der Stadt zusammentraten, um eine monumentale Uhr zu erbauen. Nach dreißigjähriger Bauzeit wurde das Werk im Jahre 1509 vollendet. Um 12 Uhr mittags beginnen die Figuren ihr seltsames Spiel. Ein Herold tritt hervor, läutet mit einer Glocke und öffnet den Mund, als wenn er sprechen wollte. Dann schlägt ein Dirigent den Takt für zwei Posaunenbläser, die ihre Weisen erklingen lassen. Aus einem Türlein treten dann

die Figuren der sieben Kurfürsten hervor, die sich vor der Figur Kaisers Karl des Großen verneigen. In einem kunstvoll vergoldeten Türmchen schlagen dann während des Umzuges die Schlagmänner die Stunden an. Unterhalb der Glocke befindet sich eine blaue halbvergoldete Mondkugel, welche die Phasen des Mondes anzeigt. Das kunstvolle Werk hatte durch den Dreißigjährigen Krieg sehr stark gelitten und lag demzufolge lange Zeit vollkommen still. Durch die Bemühungen des Direktors des Germanischen Museums ist es gelungen, das Werk wieder in seinen früheren Zustand zu versetzen.

Eines der schönsten Werke, die den Ruhm deutscher Uhrmacherkunst in die Welt des späten Mittelalters trug, ist die Uhr im Dome der ursprünglich dänischen Bischofsstadt Lund, die um 1500 von süddeutschen Uhrmachern errichtet wurde. Ihre beiden Ziffernblätter zeigen u. a. Lage, Monate, Jahre, Mondphasen und Planetenbahnen an. Beim Schlagen jeder Mittagsstunde treten aus dem Spitzbogengehäuse des gotischen Uhrgehäuses die Drei Könige und ziehen zwischen den beiden Ziffernblättern hindurch zu dem Jesuskinde, das mit den Gestalten und Symbolen des Stalles von Bethlehäm aus den Nischen der anderen Seite hervortritt. Im Giebel des

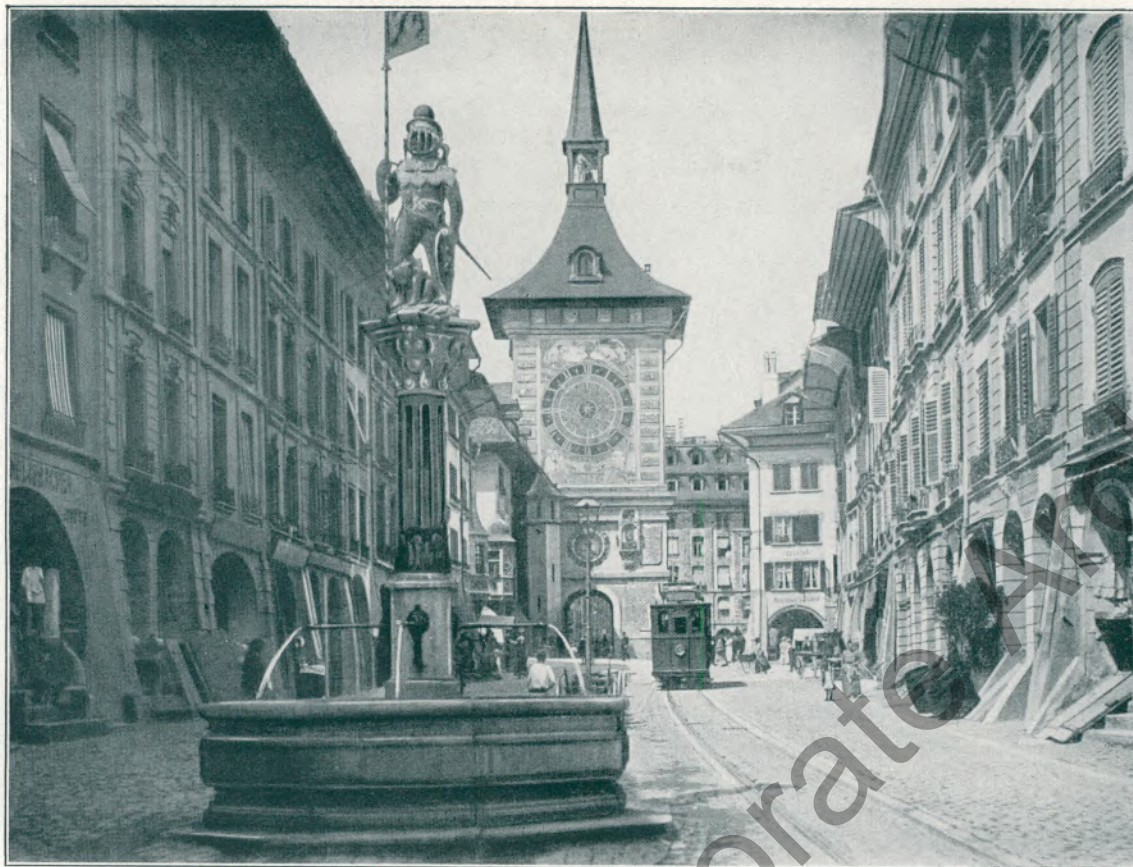


Abb. 6. Der berühmte Zeitglockenturm in Bern.

Gehäuses kämpfen zwei Reiter im Turnier. 200 Jahre lang ruhte die Uhr vollkommen, nachdem das einstige stolze Lund mit seinen 23 Kirchen und 7 Klöstern zu einer kleinen schwedischen Universitätsstadt geworden war, die erst langsam sich wieder zu Ansehen im internationalen wissenschaftlichen Leben bringen konnte. Erst vor drei Jahren wurde die wertvolle Uhr wieder vollkommen erneuert und in Gang gesetzt. (Abb. 3u. 4.)

Auch die Schweiz besitzt einige schöne Uhr Glockentürme, unter denen der Berner der berühmteste ist. Hoch oben unter dem verwitterten spitz ragenden Dache steht ein großer schwarzer Mann mit einem Hammer, den er an eine viereckige Glocke schlägt. Darunter befindet sich das riesige Ziffernblatt für die Stunden und ein anderes Ziffernblatt für die Monate. Ein wunderliches Gemisch von beweglichen Figuren befindet sich in einem besonderen Nischenanbau. Fünf Minuten vor jedem Vollschlag schlägt ein Hahn mit den Flügeln und kräht mit zitternder Stimme. Ein Narr schlägt dann an zwei Glocken, eine darunter befindliche Standesperson neigt einzepter gegen einen Bären, der mit dem Kopfe wackelt, zum Zeichen, daß eine ganze Reihe Bären einen Umzug beginnt. Es ist ein possierlicher Anblick, wenn die Bärenprozession in allen möglichen Stellungen, zu Fuß, auf den Hinterpfoten, zu Roß, Bären mit Keulen, Spießen und Stangen vorbeimarschieren. Ist der Umzug zu Ende, kommandiert ein kleiner Bär mit einem Säbel und plötzlich steht die ganze Bärengruppe still. Beim Vollschlag schlägt der schwarze Mann an die viereckige Glocke. Zum Schluß kräht der Hahn noch einmal und alles ist wieder leblos bis zur nächsten Stunde. (Abb. 6.)

Auch Österreich und seine Nachbarländer besitzen noch bemerkenswerte Uhrenkmäler. Prag besitzt noch den berühmten Uhrturm, der einmal sehr prächtig gewesen sein muß, heute aber in seinen Details sehr zerfallen ist. Auch die berühmte Domuhr in Bad Doberan ist nur in ihrem Ziffernblatt noch erhalten. Dagegen hat Graz aus dem Jahre 1903 ein aus 24 Glocken bestehendes Glockenspiel, an dem sich die jeweiligen

Mondphasen zeigen und außerdem bei Erklären der Glocken zwei Figuren zu tanzen beginnen.

Unter den ausländischen Domuhren wären noch zu nennen die astronomische Uhr in der Kathedrale von Beauvais aus dem Jahre 1866 und die in der Kathedrale von Besançon aus dem Jahre 1860, beide verfertigt von Verité. Jeder Benediktinerbesucher kennt die berühmte Uhr auf dem Markusplatz mit den zwei Mohren, die an eine riesenhafte Glocke schlagen. (Abb. 1.) Diese Uhr stammt aus dem Jahre 1496 bis 1499 und wurde von Mauro Coducci verfertigt. Das Uhrenprospekt ist in drei Etagen eingeteilt. Neben den beiden Mohren sind die drei Könige bemerkenswert, die sich vor der Madonna verneigen. Während der Himmelfahrtwoche werden anstatt der drei Könige zwei Engel eingestellt. Die Stunden werden durch arabische und die Minuten in einem Zeitraum von 5 Minuten durch lateinische Ziffern relaisartig angekündigt. Eine ähnliche Uhr befindet sich noch in Padua.

Eng verwandt mit den astronomischen Domuhren sind die ausgesprochenen Glockenspiele, für die Holland und Belgien die klassischen Länder sind. Besonders Holland trug sehr viel zu der Verbreitung der Glockenspiele im übrigen Europa bei. Die gotische „groote Kerk“ in Deventer, das Stadthaus in Leiden, die Klaaskerk in Utrecht, die Klaaskerk in Amsterdam, die Zuiderkerk in Amsterdam, die Duden Kerk in Amsterdam, die Große Kirche in Alkmaar, der Rathhausturm in Monnikendam und der schöne allein stehende alte Muntturm am Sophienplein in Amsterdam, sämtliche besitzen mehr oder weniger berühmte und melodische Glockenspiele. Holland ist sehr stolz auf seine schönen Glockenspiele, denn in ihnen lebt das Heimatliche, das trotz wachsendem Verkehr und modernem Leben in diesen Glockenspielen weiterlebt.

Wenn wir in deutschen Landen heute diese alten schönen Uhrenkmäler wieder pflegen und hüten, dann geschieht damit die Erfüllung einer Pflicht und eine Wahrnehmung der Dichterworte: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“



Historia-Photo.

Ein Stein rollt in drei Jahren
von Sibirien nach St. Petersburg.

Ausschnitt aus einem Einblattdruck, darstellend die „Ansicht des Riesensteines zur Zeit seiner Überführung in Anwesenheit der Kaiserin Katharina II. am 20. Januar 1770“. Er wurde in Sibirien am Jenissei von dem Kosaken Medwedeff 1749 gefunden und auf Kugellagern von dem deutschen Naturforscher Pallas nach Petersburg von 1770 bis 1772 transportiert. Im Vordergrund rechts sieht man, daß Männer eine gehöhlte Schiene herbeischleppen, um sie vor die unter dem Stein liegenden Schienen anzuschließen. Auf den Kugeln läuft eine umgekehrt liegende Schiene. Andere Männer bringen schwere Kugeln in die Rinnen. Auf den Kugeln läuft eine umgekehrt liegende Rinne und auf dieser ruht der Stein. Mit schweren Flaschenzügen wird er langsam weiterbewegt (Vgl. Abb. 3). Während des Transportes bearbeiten Bildhauer den Gelsblock.

Rollende Reibung.

Von Eipl-Ing. E. Kramer.

Die Geschichte des kulturellen und zivilisatorischen Aufstiegs der Menschheit ist eng verknüpft mit einem immer tiefer und klarer werdenden Einblick in die Gesetzmäßigkeiten der rollenden Reibung. Das urmenschlische Wesen, das zum erstenmal bewußt beobachtete, daß ein runder Körper, ein Baumstamm oder Stein, sich leichter fortrollen als fortziehen läßt, und diese Erfahrung folgerichtig anwandte, hat einen Schritt in der menschlichen Entwicklung getan, der ebenso bedeutend geworden ist, wie die Entdeckung des Feueranzündens.

In der Kunst der alten Völker, Ägypter, Assyrer usw., finden wir Darstellungen, wie die Menschen die Blöcke zu ihren großen Kunstbauten über vorgelegte Baumstämme zur

Bauplatz heranzwölzen. Dann kommt das Rad auf. Zunächst ist dies nichts als eine rohe, annähernd runde Scheibe, die eine jahrtausendlange Entwicklung zu ihrer Vollendung braucht. Die Unebenheiten und die Verschiedenheit des Erdbodens lassen dem Menschen bald den Zusammenhang zwischen Rad und Rollbahn erkennen. Sehr früh wird in der Geschichte vom Bauen fester Wege berichtet, auf denen der Handelsverkehr und die Heere zu ihren Eroberungen auszogen. In folgerichtiger Entwicklung kommt man bald zum Gleis. In der libyschen Bergen in Ägypten fand man Steingleise von den Steinbrüchen bis zum Nil gelegt. In griechischen Tempeln gab es ebenfalls Steingleise, auf denen die Opferwagen fortbewegt wurden; noch bekannter ist wohl der

Schiffszug von Korinth, durch den die Schiffe auf Steingleisen über den Isthmus transportiert wurden. Von Heron wird uns berichtet, daß er die beweglichen Maschinchen seines Automaten-theaters auf Schienen laufen ließ, die er durch festgenagelte Latten herstellte.

Agricola erzählt, daß man im alten deutschen Bergbau die kleinen Erzbrunde auf zwei ziemlich dicht nebeneinanderliegenden Balken laufen ließ und den Wagen durch einen Spurnagel führte,

der aus dem Wagenboden zwischen die Gleise ragte. 1630 baut man in England die erste Kohlenbahn von einem Bergwerk zum Hafen. Die von einem Pferd gezogenen Wagen haben schon gußeiserne Räder, laufen aber noch auf Holzgleisen. Jetzt dauert es noch eineinhalb Jahrhundert, bis die ersten eisernen Schienenwege und Räder mit Spurkränzen auftauchen. Mit dem immer mächtigeren Aufblühen der Eisenwerke wird der Werkstoff billiger und, unterstützt von anderen wichtigen Erfindungen, wie der Dampfmaschine, erobern sich die Schienen in schnellem Tempo die großen Straßen, vor allem die Wege in die Ferne.

Von den U-Profilen, als deren älteste Form wohl die oben erwähnte Transportvorrichtung im alten deutschen Bergbau anzusprechen ist, kommt man allmählich zu T-Profilen mit verdicktem Kopf, aus denen dann die heutigen Normalschienen sich entwickelt haben.

Die antike Technik hat aber nicht nur die Vorteile der rollenden Bewegung auf annähernd gleichmäßig fester Bahn erkannt, sie kannte in ihren primitiven Kriegsmaschinen und manchen anderen Geräten auch schon das Walzen- und das Kugellager.

Um 330 v. Chr. verwandte Diades bei einer griechischen Belagerungsmaschine zur Lagerung des Widerbalkens ein Walzenlager mit Käfig. Auf den römischen Kaiserschiffen, die man erst in den letzten Jahren durch Absenken des Nemisees freilegte, fand man das vielleicht älteste Kugellager, das wir kennen.

V/29

Die Kugeln besaßen Zapfen, mit denen sie in einer unteren Schale gelagert sind, während eine obere Schale sich auf den Kugeln bewegt. Das ganze Lager zeigt naturgemäß noch eine sehr primitive Form. Es zeigt aber auch, wie richtig

und wie klar die Alten bereits die kraftsparende Wirkung der rollenden Reibung erkannt hatten.

Diese Kenntnis der Alten ist im Mittelalter nicht verlorengegangen.

In allen mechanischen Geräten, Maschinen und Einrich-

tungen wird sie angewandt. Leonardo da Vinci beschäftigte sich mit diesen Fragen. Agricola erwähnte Rollenlager, und Ramelli beschreibt 1588 ein Pumpengefänge mit Rollenlagern, die Lagerung einer Brunnwindenachse auf zwei Rollen, ein auf Rollen drehbares Windmühlendach und andere Anwendungen der Rolle als Auflage. 1770 befördert ein griechischer Arzt für das Denkmal Peters des Großen einen riesigen Steinblock aus Finnland nach Petersburg mit

Hilfe von — Kugellagern. Der Stein ruhte auf zwei starken, gerillten Balken, die auf Bronzekugeln auf-lagen, welche ihrerseits wieder in Bronzerillen liefen. Bei jedem Weiterücken des Steines wurden die hinteren überflüssig gewordenen Rinnen wieder vorn ange-setzt. Es dauerte lange; aber

schließlich kam man auf diese klassische Weise doch in Petersburg an, und — kam in den Straßen Petersburgs nicht um die Ecken. Man mußte ringförmige Rinnen bauen, um den Stein schwenken zu können.

Dem Kugellager geht es wie der Schiene. Auch seine große Zeit beginnt, nachdem das Eisen seine Herrscherstellung in der ganzen Kulturwelt angetreten hat. Um 1800 werden im klassischen Land der Hüttenwerke, in England, die ersten Patente für Kugellager erteilt. Durch verschiedene Stadien werden sie zu ihrer heutigen Form entwickelt. Bald laufen die Kaiserbäume der Karussells, der Windmühlen und die Panzertürme auf Rollen und Kugeln. Gegenüber der

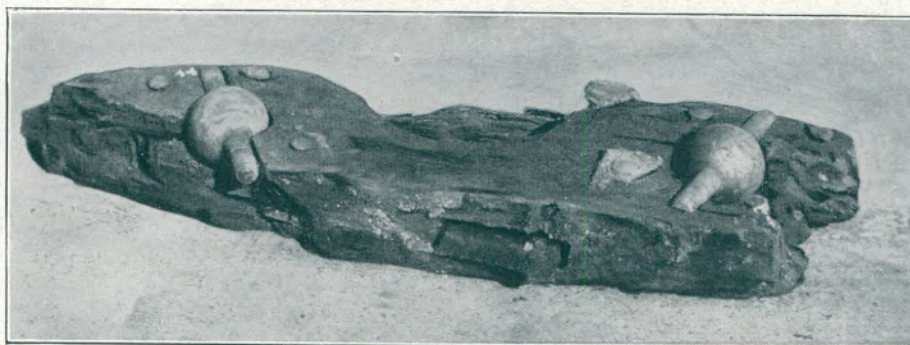


Abb. 2. Auf den römischen Kaiserschiffen im Nemisee gefundene Kugellager. Historia-Photo.

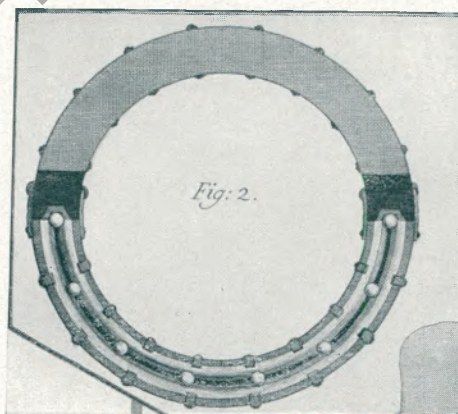
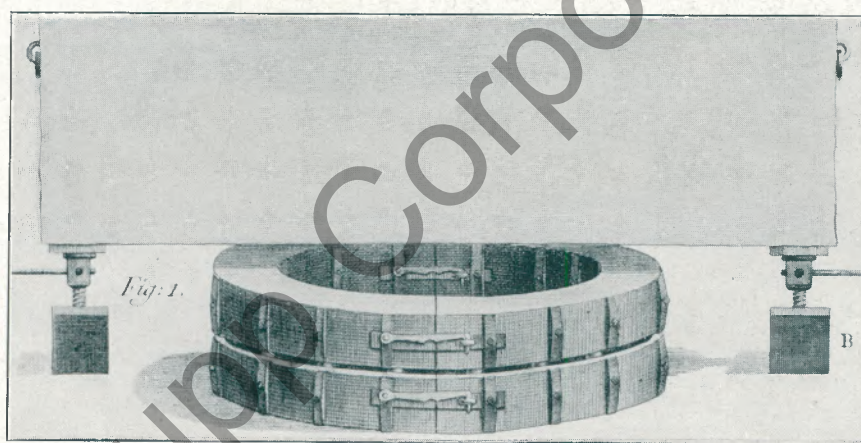


Abb. 3. Ringförmige Kugellager, um den für das Denkmal Peters des Großen bestimmten Eisblock an den Ecken der engen Straßen von St. Petersburg drehen zu können. Die Kugeln waren aus Bronze und liefen in bronzenen Rillen. Fig. 1. Seitenansicht. Fig. 2. Draufsicht, Historia-Photo.

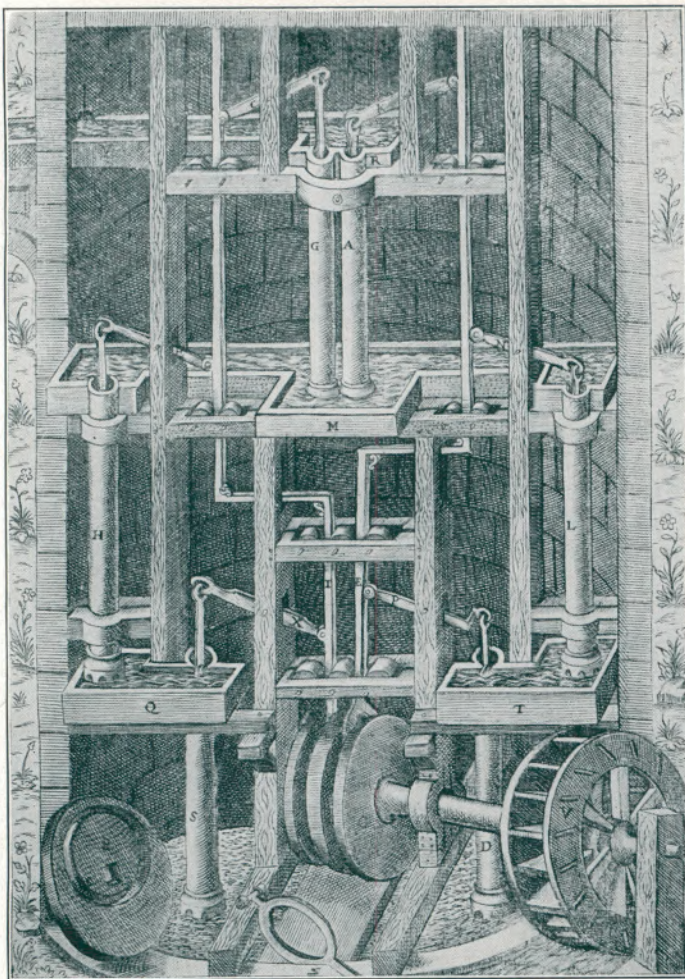


Abb. 4. Rollenlager zur Führung eines Pumpengestänges.
Aus: Agricola, Geschichte des Bergbaus.



Abb. 5. Windmühle mit drehbarem Dach auf Rollenlager
Kupferstich von Kameili aus dem Jahre 1588.

langen Entwicklungszeit vom ersten Auftauchen des Prinzips bis zum ersten Stahlkugellager, erscheint die jüngste Epoche, in der die Kugellager in der Präzision und Leistungsfähigkeit eine grandiose Entwicklung erfahren haben, mehr als kurz zu sein.

Heute scheint uns das Kugellager eine Reife erlangt zu haben, wie sie oft nur die Natur ihren Schöpfungen zu geben vermag. Die Natur, die für so viele technische

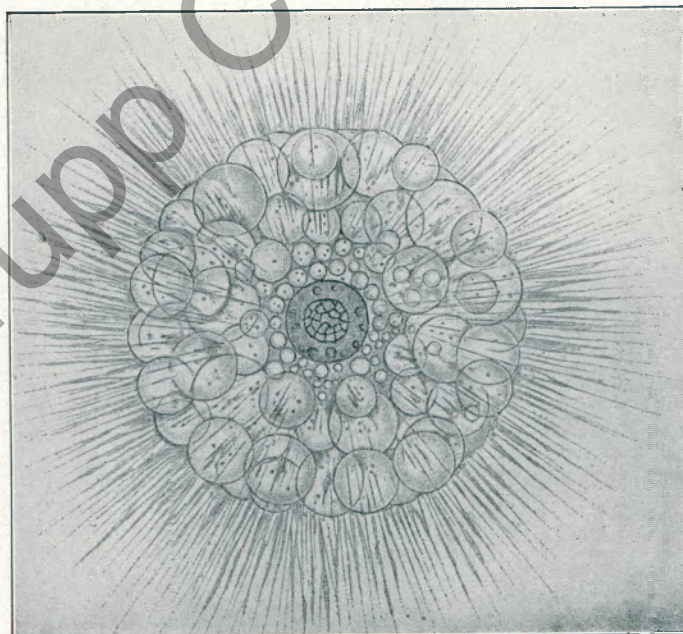


Abb. 6. Das Urbild des Kugellagers.
Tiefseeradiolarie unter dem Mikroskop.

Erfindungen die Vorbilder gibt, kennt auch bereits das Kugellager. Seine Vorbilder haben wir allerdings erst kennengelernt, als wir es schon lange kannten und benutzten. Es sind dies die sogenannten Tiefseeradiolarien, mikroskopisch kleine Wesen, welche schleimige Kugeln in einem Kalkgerippe tragen, und sich mit deren Hilfe im Meerwasser besonders leicht fortbewegen.

Niemals darf ein Mensch, ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen; Güterverlust läßt sich ersetzen; über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn ein Volk sich aufgibt.
Goethe.

Jagd auf einen Bazillus.

Von Dr. Hermann Pörzgen in München.

Rund fünfzig Jahre sind vergangen, seit in Berlin ein Ereignis stattfand, das mehr Bedeutung für das Wohlergehen der Menschheit besitzt als alle siegreichen Schlachten und wunderbaren Entdeckungsreisen, und das daher im Gedächtnis der Menschheit nicht verlorengehen sollte: der Nachweis der Tuberkelbazillen.

Im unansehnlichen Rahmen einer wissenschaftlichen Gesellschaft fand dies Ereignis statt, in einem kleinen Sitzungsraum, in dem allerdings ein ausgesuchter Zuhörerkreis versammelt war. Virchow, damals Großmeister unserer deutschen Wissenschaft, war erschienen, Paul Ehrlich, der Entdecker des Salvarsans, fast alle Kapazitäten der achtziger Jahre. Sie waren erschienen, um einem schüchternen Mann zuzuhören, der bemerkenswert kurzschichtig war und mit seinen Brillengläsern während des Vortrages immer dicht auf dem Manuskript herumsuchte, Robert Koch, der übrigens nur außerordentlicher Beirat im Reichsgesundheitsamt war.

Der Redner sprach nicht sehr fesselnd. Ohne auch nur einmal die Stimme zu heben, berichtete er in trockenem Tone, daß er den furchtbarsten Feind der Menschheit aufgespürt habe, den Mörder, dem jeder siebente Mensch bisher zum Opfer gefallen war: den Tuberkelbazillus.

Es war nicht einfach gewesen, dieser winzig kleinen, absolut unsichtbaren Mikrobe auf die Spur zu kommen. Und Koch hatte auch im Umgang mit dieser Art Lebewesen sehr wenig Erfahrung gehabt. Als einfacher Landarzt hatte er den Erreger des Milzbrands entdeckt und damit das Ende dieser furchtbaren Viehseuche herbeiführen können. Aber das war sein erster Treffer gewesen. Weitere Praxis besaß er noch nicht.

Ein Zufall kam ihm zu Hilfe. Er selbst hat diesen Umstand besonders betont, denn er war ein zutiefst bescheidener Mensch. Eines Tages fand er in seinem Laboratorium nämlich ein Stückchen alte Kartoffel, an deren Schnittfläche sich ganz winzige Tröpfchen gebildet hatten, graue, gelbe, rote und violette.

Das interessierte ihn. Denn er vermutete in diesen Tröpfchen natürlich Keime, die aus der Luft herabgefallen sein mochten. Die nähere Untersuchung ergab etwas Überraschendes, nämlich, daß jedes Tröpfchen nur eine einzige, ganz bestimmte Art von Keimen enthielt. Im gelben Tröpfchen befanden sich runde Keime, im roten stäbchenförmige, während im violetten lauter kleine lebende Korbieher wimmelten, die alle infolge der Klebekraft der Kartoffel nicht von der Stelle konnten und sich dabei im Zusehen ständig vermehrten. Hier fand Robert Koch, was kein anderer Forscher vor ihm jemals hatte erzielen können, eine Ansammlung von Bazillen, in der jede Gattung für sich bleiben mußte, in der nicht mehr wie bisher alle möglichen Arten Mikroben durcheinanderschwammen — eine Reinkultur!

Durch diese Beobachtung war er plötzlich in den Besitz einer Forschungsmethode gelangt, die ihm erlaubte, jeden der winzigen Krankheitsurheber aufzusuchen. Und während er seinen Assistenten Löffler und Gaffky die Jagd auf die Diphtherie- und Typhusbazillen auftrag, nahm er sich selbst den gefährlichsten Feind des Menschen vor — die Tuberkulose.

Den ersten tuberkulösen Stoff entnahm er der Leiche eines sechsunddreißigjährigen Arbeiters, der plötzlich, innerhalb weniger Wochen, von der furchtbaren Krankheit hingerafft worden war.

Tagelang durchspähte er mit seinen schärfsten Gläsern die kranken Gewebe. Seine trefflichsten Mikroskope zeigten ihm nichts. Bis er auf den Gedanken kam, die Präparate zu färben.

Er färbte sie braun. Vergeblich!

Er probierte mit rot, violett, alle Farben des Regenbogens ließ er auf die kranken Gewebeteile wirken, und tatsächlich! als er sein Präparat mehrere Stunden in starkblauem Farbstoff liegen gelassen hatte, da hob sich aus dem grauen Schleier der Linse ein seltsames Bild. Da schwammen zwischen den kranken Geweben dünne blaue, etwas verbogene Stäbchen umher, so winzig, daß fünfhundert zusammen noch nicht einen Millimeter lang sind. In kleinen Bündeln klebten die dünnen Mikroben zusammen.

War das der Tuberkelbazillus?

Das mußte bewiesen werden.

Koch impfte den kranken Stoff gesunden Kaninchen ein. Sie gingen zugrunde. Er schnitt ihre Leichen auf und fand jetzt bei ihnen, was vorher nicht der Fall war, dieselben krummen Stäbchen, die ihm im kranken Gewebe des toten Arbeiters aufgefallen waren. Eine ganze Menagerie mußte sterben, Ratten, Hunde, Affen und Hühner, ehe der Gelehrte des Fundes so sicher war, daß er zum letzten Versuch weiterging, der endlich Beweiskraft hätte.

Er stellte eine Reinkultur her.

Das wäre ohne die alte Kartoffel nicht möglich gewesen. Sie brachte ihn auf die Lösung, eine klebrige Gelatine aus Rinderbouillon als Bazillennahrung zu nehmen. Darin legte er unter sorgfältigem Verschluss eine Kolonie der mutmaßlichen Tuberkelbazillen an. Wenn deren Nachkommen, in der zehnten, zwanzigsten Generation, unbeeinflusst durch die Gesellschaft anderer, vielleicht unbekannter Mikroben, immer noch die Tuberkulose hervorrufen sollten, so war der Beweis erbracht.

Die Versuche mißlangen.

Die gleichen Mikroben, die sich im Körper des lebenden Menschen prächtig entwickeln und ausbreiten, fanden an der Rinderbouillon keinen rechten Geschmack. Sie vermehrten sich nicht. Was für Bouillonrezepte der Gelehrte für sie auch ersinnen mochte. Er hatte kein Glück damit.

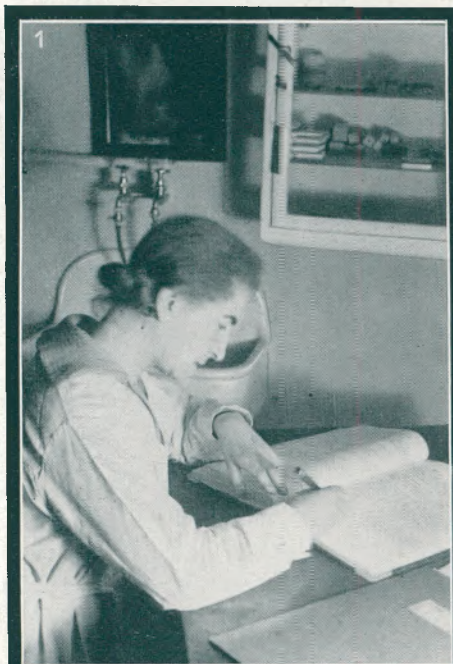
Dieser Umstand hat eine weitere Entdeckung veranlaßt, die Koch Ehre macht. Er fand die Blutserumnahrung für Reinkulturen, eine Flüssigkeit, die er dem geronnenen Blut frischgeschlachteter Rinder entnahm. Er tötete alle etwa darin enthaltenen Keime durch Sterilisierung, dann stellte er daraus eine klare Gallerte her. Aber auch jetzt schien noch alles vergeblich.

Tag für Tag sah Koch seine Reinkultur an, die, auf kleine Röhrchen verteilt, im Inkubationsofen brütete. Tag für Tag legte er sie enttäuscht aus der Hand. Endlich, beim fünfzehntenmal, sah der Gelehrte Ausdauer und Geduld belohnt. Die Bazillen hatten sich Zeit gelassen. Jetzt aber war die ganze Fläche der Serumgallerte mit glänzenden Pünktchen besät.

Mit einem Platindraht fischte der Forscher sich ein winziges Tröpfchen heraus und besah es im Mikroskop. Er war am Ziel. Ganze Herden von krummen Stäbchen hatten sich in der Reinkultur entwickelt. Aus wenigen hundert, die er vor fünfzehn Tagen in die Gallerte gesetzt hatte, waren jetzt viele Millionen geworden.

Er impfte sie gesunden Meerschweinchen ein. Die Meerschweinchen starben. Affen, Mäuse, ja auch Tiere, bei denen man nie eine Tuberkulose gefunden hatte, wurden geimpft. Die Affen und Mäuse erkrankten. Schildkröten, Sperlinge, auch ein Goldfisch blieben vollkommen gesund. Sie waren gezeit.

Jetzt wollte Koch nur noch erfahren, wie eigentlich die Verbreitung der Tuberkulose überhaupt vor sich geht. Dazu unternahm er ein grausiges Experiment. Er sperrte gesunde Tiere in einen riesigen Kasten ein, den eine Röhre mit seinem Laboratorium verband. Durch sie ließ er mit Luftdruck Tuberkelbazillen aus seinen Feinkulturen hinüberblasen, so daß sie auf die Tiere herabregneten. Täglich pumpte er eine halbe Stunde selber am Nasebalg giftige Schreden in den



unheimlichen Käfig, so daß die Mäuse und Meerschweinchen reichlich Bazillen einatmeten. Nach vier Wochen waren sie allesamt tot.

Die Gelehrten, die vor nunmehr fünfzig Jahren als erste diese Kette von grauenhaften Versuchen sich schildern ließen, waren bewegt und erschüttert. Sie verstanden, daß dieser Massenmord an Tieren der Menschheit den ersten Weg zur Bekämpfung der Tuberkulose zeigte: durch Hygiene! Sie begriffen schauernd die hundertfache Gefahr, in der Robert Koch bei der Durchführung seiner Versuche geschwehrt haben muß. Der Gelehrte verlor darüber kein Wort. Nur seine Hände, vom ägenden Quecksilberbichlorid, dem Desinfektionsmittel jener Zeit, tief geschwärzt, legten stumm Zeugnis ab.

Der große Virchow, der noch vor kurzem „Herrn Koch“ mit überlegener Ironie abgetan hatte, erhob sich und nahm seinen Hut. Er fand keinen Einwand. Paul Ehrlich aber nennt diesen Vorfall das packendste Erlebnis seiner wissenschaftlichen Laufbahn.

Am folgenden Tage war der Name Robert Koch aller Welt bekannt.

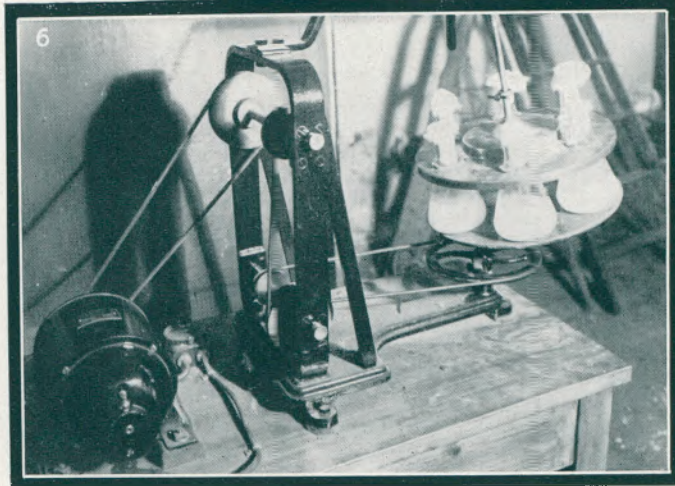
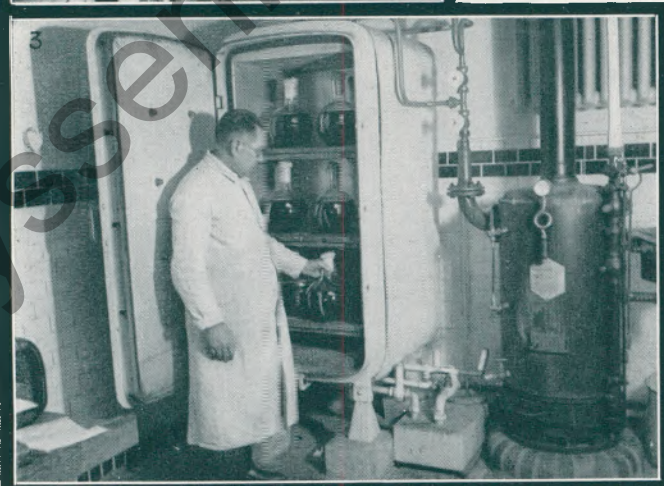
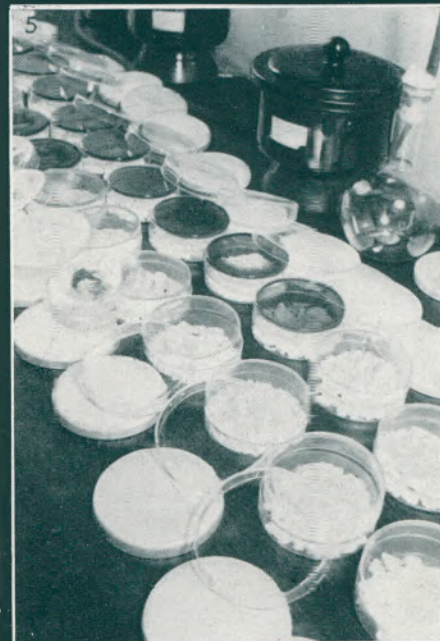
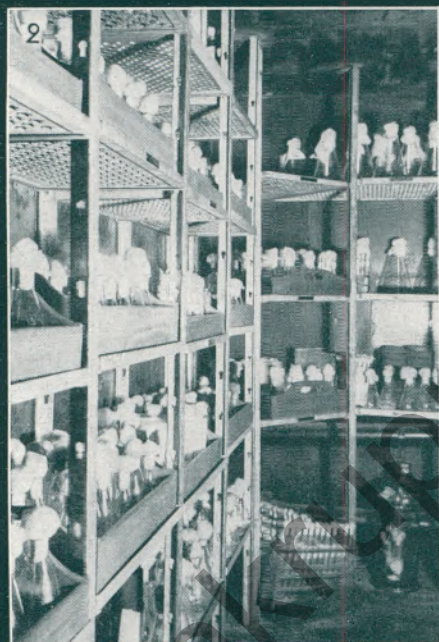
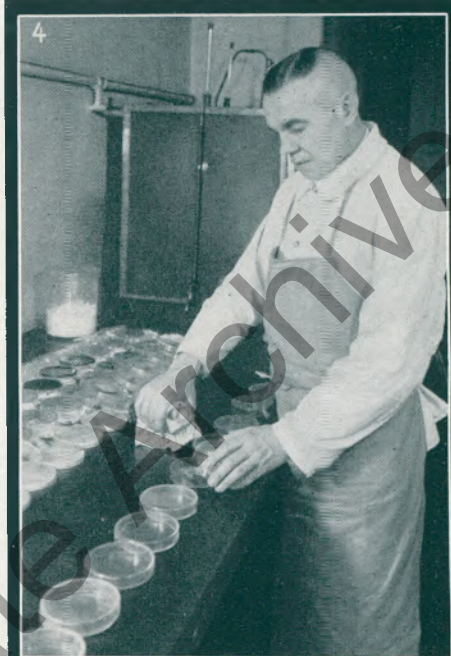
*

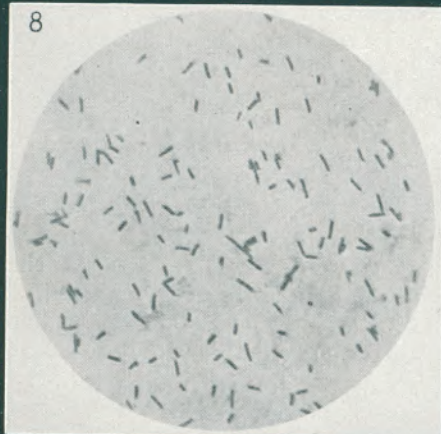
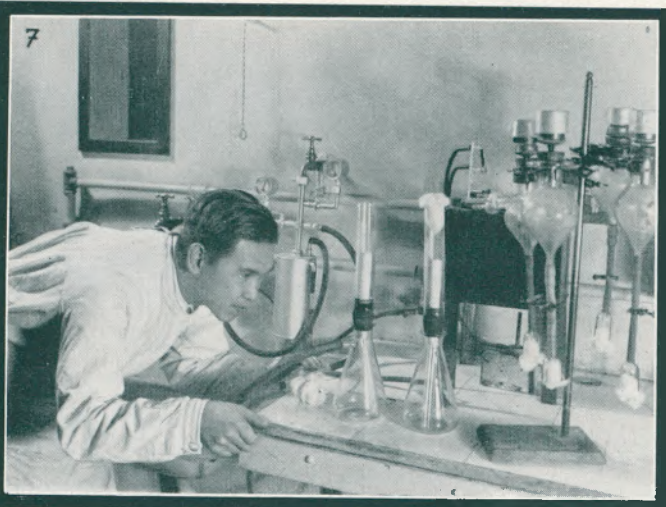
Sagt ihn — ein Bazillus!

Ein Bildbericht aus dem Reichsgesundheitsamt Berlin.

Ersattet vom „Reporter“.

1. Es gehört zum Arbeitsbereich des Reichsgesundheitsamtes, das Wesen und Leben der Krankheitserreger zu erforschen. Jeder Versuch der künstlichen Bakterienzüchtung wird genau protokolliert, und es werden Aufzeichnungen über den gesamten Lebenslauf der Bazillen: Entstehen, Leben und Vergehen gemacht.





Lichtbilder: Der Reporter.

2. Die Züchtung erfolgt in großen Bruträumen, deren Temperatur auf Körpertemperatur, 37 Grad Celsius, gehalten wird. Milliarden von Bakterien finden hier ihre bequeme Unterkunft und vermehren sich für Zwecke der wissenschaftlichen Beobachtung.
3. Die mit dem bloßen Auge nicht wahrnehmbaren Lebewesen werden mit Bouillon genährt. Die Fleischsuppe bildet den besten Nährboden für die Bakterienzüchtung. Durch einen Dampfapparat werden große Mengen dieses Fleischwassers sterilisiert und auf dem erforderlichen Wärmeegrad gehalten.
4. In kleinen Glasgefäßen bekommen die Bakterien ihre Nahrung serviert. In sehr rein gehaltenen Schalen wird diese Spezialkost den Bazillen aufbewahrt.
5. Die Bouillon wurde mit verschiedenen Zusätzen versehen, und hierdurch hat man einen erstarrten durchsichtigen Nährboden erhalten. Das Wachstum der einzelnen Bakterienkulturen läßt sich auf diese Weise deutlich beobachten.
6. Mittels eines Spezialapparates werden Nahrungsflüssigkeiten, in denen sich Bakterien befinden, in Bewegung gehalten, um dadurch die Ausdehnung der Bakterienkulturen, d. h. die Vermehrung der kleinen Lebewesen, zu fördern.

7. Die gewonnenen Krankheitserreger befinden sich zunächst noch in ihrem Nährboden. Durch Filtration werden alle Keime zurückgehalten, und es erfolgt eine Trennung der Bakterien von der Nährflüssigkeit.
8. Typhusbazillen in 1200facher Vergrößerung.
9. Mit den Bakterien-Reinkulturen werden weitere Versuche unternommen. Die Überimpfung erfolgt mittels eines Platinstabes.

10. Zur Ausprobung und Feststellung der Krankheitserreger wird eine Wassermannsche Reaktion ausgeführt.
11. Cholera-bazillen in 1200facher Vergrößerung.
12. In großen Schränken sind Sammlungen von den verschiedensten Bakterienkulturen untergebracht. Erreger sämtlicher Krankheiten sind hier zur Hand des Forschers, und ein Leben von vielen Milliarden Bazillen taumelt in den Behältern.

Bettenkofer.

Ron Rudolf Thiel.

Der mißglückte Apothekerlehrling.

Siehst du, Mar!“, sagt der Münchener Hof- und Leibapotheker Franz Xaver Bettenkofer, „so sind die Dokters: vor fünf Jahren haben sie uns eingesperrt wie dumme Hühner und wollten jeden totschießen, der einen Schritt über ihre hochwürdigen Cholerabezirke macht — und heute verbieten sie uns allerstrengstens, die Cholera für etwas Ansteckendes zu halten! Wir dürfen nicht mehr Cholera zur Cholera sagen, sondern epidemische Brechruhr, das ist nämlich ganz was anderes! Nicht einmal die Schranne haben sie geschlossen, die Übergescheiten! Vordem hieß es: du mußt deinen Vater an der Cholera verrecken lassen und darfst nicht einmal durch das Schlüsselloch gucken — jetzt sollst du aus demselben Krug mit einem trinken, der die epidemische Brechruhr hat. Wenn das nur gut geht!“

„Feilich geht's gut, Onkel!“ sagt der Mar, „man muß nur die Schneid haben!“ — „Dummer Bub! Was verstehst du davon? Mach erst mal dein Abitur, und dann lern Salben reiben, bevor du den Mund aufstust!“

Das sind zwei Dickköpfe erster Güte, der Onkel und der Nefse Bettenkofer, und wenn nachträglich auch der Nefse recht behält mit der Cholera, mit dem Abitur und sogar mit dem Salbenreiben, so hat der Alte nicht die Absicht, ihm jemals etwas zuzugeben. Bei Gelegenheit pukt er seinen Gehilfen Mar ganz gewaltig herunter. Als er sich einmal in einem Pülverchen vergreift, langt er ihm eine mächtige Watschen hinters Ohr, so daß der neulich eingestellte Lehrbub in ein schadenfrohes Lachen ausbricht. Das trägt nun zwar auch diesem eine Maulschelle vom Meister ein, aber darum wird die Wut und die Empörung Mogens keineswegs gelindert. Er schaut den Onkel grimmig an, spricht kein Wort und verläßt mit roter Backe die Offizin. Als er auch nach einer Stunde nicht erscheint, geht ihm der Alte nach. Er findet ihn nicht mehr: der Junge ist mit gekränkter Ehre einfach ausgerückt!

Den ersten Brief erhält der beunruhigte Leibapotheker aus Regensburg: der Mar hat sich auf eigene Füße gestellt und will seinen Lebensweg allein gehen! Was er dort macht, erfährt der Alte erst viel später von einer tränenüberströmten Nichte, die mit dem Taugenichts ein Lechelmehel hatte: er ist — achgottachgott! — er nennt sich Lenkof — vorn und hinten hat er seinen Namen abgeschnitten — er spielt jetzt in Augsburg — ja, es ist so! — er ist Schauspieler geworden!! Also da hat man die Bescherung! Wegen einer Watschen hat der Hansdampf sein ordentliches Leben aufgegeben, seine Zukunft hingerichtet, seinen guten Ruf zerstört! Nie wieder wird er diesen dummen Streich reparieren können! Franz Xaver Bettenkofer ist doch entsetzlich aufgerührt von den Folgen seines Temperaments. Und daß der Bub wenigstens den Namen der Familie nicht geschändet hat, kann ihm kein großer Trost sein — so ein Lustikus! so ein Starrkopf! so ein Abenteuer!

Das hindert freilich nicht, daß er erregt und neugierig die Auschnitte aus der Augsburger Postzeitung studiert, die Helene schon seit Wochen sammelt: Lenkof spielt den Egmont, Lenkof hat eine milde, wenn auch nicht sehr enthusiastische Kritik! Nein, der Junge soll nach Hause kommen, soll ein ehrliches Handwerk treiben! Man wird ihm den narreten Streich verzeihen, man wird ihn Medizin studieren lassen — denn natürlich ist es mit der Aussicht auf den Hof- und Leibapotheker endgültig vorbei!

Helene bettelt ihren Better in ungezählten Briefen an: Kehre zurück, alles ist vergeben! Dann gibt es Unterhandlungen im Dreieck: Mar will Chemie studieren, Helene will gar nichts als seine Heimkehr, der Onkel will die Medizin. Chemie heißt Apothekerei, und dafür taugt der Junge nicht! Zum Doktor wird's noch reichen!

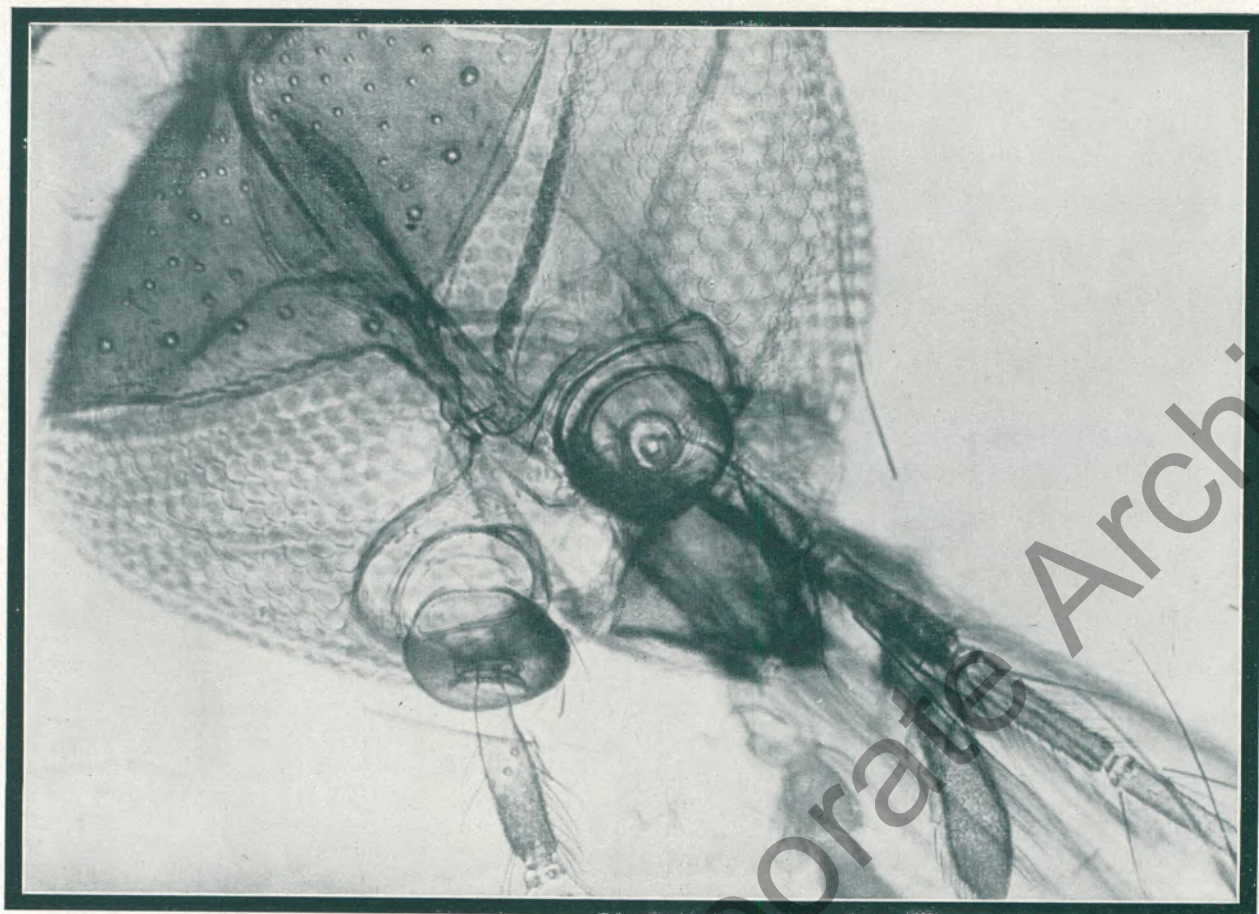
Mar hat die Künstlerlaufbahn satt und ergibt sich. Heimlich studiert er doch noch Apothekerei und überrascht den Onkel nach zwei Jahren mit zwei Approbationen, der medizinischen und der pharmazeutischen. So schnell ging's Anno 1843 noch mit der Lehrzeit im ärztlichen Beruf — und außerdem behielt ein strammer Medizinstudent noch Zeit genug, um einen neuen Nachweis von Arsen herauszutüfteln und damit einen großen Giftmischerprozeß zu entscheiden! Mar Bettenkofer macht sodann den Doktor Medicinae zum Tort und zur geheimen Freude seines Onkels ausgerechnet mit einer neuen Droge, mit einem bitteren hellbraunen Harz: das zieht er aus den Guakblättern aus, probiert es an sich selbst und kann befriedigt schreiben, daß es Herzklappen, Schweißausbrüche, Erbrechen im Gefolge hat.

Jetzt will er schon wieder fort, diesmal in die Küche eines Alchimisten, in das Gießener Laboratorium von Justus Liebig. Das ist der Mann, der die Karbolsäure, das Aldehyd, Chloral und Chloroform gefunden hat, der mit Alkaloiden und Benzolverbindungen herumzaubert, der die Elemente aus lebendigen Substanzen ausklaubt — das ist der Mann, der bessere Experimente macht als jenes einzige des Münchener Physiologen: faßt im Taschentuch gleich Embryo in Eihäuten — das ist der Mann, der auszurufen magt: „Gemeingefährliche Tolle sperrt man ein, aber den Naturphilosophen erlaubt man heute noch, Ärzte zu bilden“ — das ist der Mann, „der die deutsche Wissenschaft aus dem Staub der Schulbank und der Solianten auf den volkswirtschaftlichen Kampfplatz“ führen wird, wie Bettenkofer ahnt. Leider ist Liebig's Schule derart überfüllt, daß sich Mar zunächst mit einem Liebig'schüler in Würzburg begnügen muß. Er versucht unterdessen, sehr naiv und frech, aus Zucker Fett zu machen. Das gelingt daneben, dafür aber färbt sich die benützte Galle prächtig violett, zur Freude aller künftigen Physiologen. In Gießen selbst gehört er gleich zu jener Schar von Auserwählten, die der Meister mit selbständigen Aufgaben beschenkt. Da kann er ihm denn eine neue Säure aus dem Harn vorweisen und gewinnt aus dieser vielgeprüften Flüssigkeit sogar noch ein einseitiges Etwas, das Kreatinin. Davon ist Liebig so begeistert, daß er es höchstpersönlich bis ins lebendige Fleisch hinein mit seinen raffinierten Chemikalien verfolgt.

Allein bereits nach einem halben Jahre drängen der Geldbeutel und die Braut, daß Mar das duftende Eldorado von Gießen verläßt und sich in München einen Broterwerb sucht. Da schnappt er nun wie der Fisch im Trocknen nach einem Alchimistenposten, klopft vergeblich an die Pforten medizinischer Universitätsgebäude und dichtet „Chemische Sonette“:

„Ich fühl's, ich bin nicht für die Welt geboren,
Ich könnte sonst sie nehmen, wie sie liegt,
Hätt' nie an Traumgestalten mich geschmiegt,
An die mein Herz nun unrettbar verloren —.“

Schließlich nimmt er doch die Welt, wo er sie findet, und schmiegt sich an das Münchener Hauptmünzamt, als Assistent mit anderthalb Gulden Tagelohn, was ihm erlaubt, Helene heimzuführen.



Kopf einer Mücke unter dem Mikroskop.

Lichtbild: Gerny.

Max macht seine Sache ganz vortrefflich. Er stürzt sich gleich in die kniffligste von allen Pflichten eines staatlichen Scheidekünstlers: nämlich aus alten Silbertalern alles teure Gold herauszuschmelzen und dem Vaterlande zu erhalten. Das ist gar nicht leicht, denn es bleibt immer etwas Silber in der Schmelze, allermindestens noch drei Prozent. Er untersucht diesen unerwünschten Rest, findet eine Spur Platin darin als wahren Übeltäter und kocht nun gleich mit saurem schwefelsaurem Natron das reinste Feingold aus, das man sich wünschen kann. Übrigens bleibt er seiner Vorliebe für menschliche Leibesäfte treu: in Mußestunden untersucht er seinen Speichel und erschrickt, als ihm eine seiner Reaktionen suggerieren will, er habe das giftige, beißende Rhodankalium im Mund gehabt! Aber wirklich stimmt die Sache, und nachdem er sich eine Weile mit dem sonderbaren Fall beschäftigt hat, kann er Liebig in Erstaunen setzen: Rhodankalium wird aus dem Harnstoff überall im Leib des Menschen und der Tiere fabriziert. Darnach dürfen sich die Münchener wundern, wenn der große Doktor Wöhler aus Göttingen, der die Lebenskraft mit seinem künstlichen Harnstoff zum Teufel gejagt hat, das Hauptmünzamt besucht und dort nicht den Direktor, sondern den Assistenten sprechen will.

Pettenkofer kann dem Gelehrten etwas Neues zeigen: ein wunderbares purpurrotes Glas, das er aus geschmolzenem kiesel-saurem Kupferoxydul gemacht hat. Eine lächerlich einfache Angelegenheit! Da haben sie in Rom ein Stückchen von dem vielgenannten „porporino antico“ aufgefunden und mit heißem Bemühen eben jene chemische Zusammensetzung herausgebracht — und konnten es nicht nachmachen, weil sie die Masse viel zu rasch erkalten ließen. Ein klein bißchen Geduld! Und schon hat Max das Purpurglas gewonnen, nach dem der König jahrelang gefahndet hat. Max macht noch schönere Gläser als die Alten: nimmt er statt Kieselsäure Bor, dann gibt es einen blauen Fluß mit schimmernden

Goldkryställchen zwischendurch, und für sein herrliches Aventuringlas bekommt er sogar Medaille und Patent.

Jetzt hat sich Pettenkofer durchgesetzt. Zugleich ist er seiner selbst sicher genug geworden, um sich erst heftig zureden zu lassen, damit er eine Professur für medizinische Chemie annimmt. Und wenn er in dieser Eigenschaft auch den Zahnärzten zuliebe Kupferamalgam in amorphem und in kristallisiertem Zustand untersucht, so beschäftigt er sich doch mehr mit dem, was ihn viel mehr interessiert: da heißt es immer, englischer Zement sei besser als der deutsche, und mit teurem Geld wird jener hergeschafft, um deutsche Brücken zu fundieren und englische Börsen zu füllen — also laßt sehen, ob das nicht zu ändern sei! Der Professor für medizinische Chemie kann den Kalkbrennern bald verraten, wie sie's machen müssen — —.

Als er nun im „Münchener Gelehrten-Anzeiger“ auch den Chemikern etwas verraten möchte, hört ihm freilich keiner zu, und acht Jahre darauf schnappt ihm ein Franzose den Ruhm dieser Sache weg: Pettenkofer hat gewisse Regelmäßigkeiten der Elemente herausgebracht, die dann später zum periodischen System führten. Von dieser Enttäuschung erholt er sich mit einem Seitensprung, der beinahe in einem bösen Sturze endet. Die praktischen Engländer sind auf die Idee gekommen, das Gas, das in ihren Kokereien riesige Flammen gen Himmel schlug, lieber in den Häusern zu verbrennen: es gibt zwar ein flackerndes, aber äußerst helles Licht. In Deutschland hat man die Erfindung nachgeahmt, aber Bayern hat keine Kohlen, keine Kokereien. Also, meint Pettenkofer, muß man dafür das Gas hernehmen, das aus den Meilern im Walde herausbrennt, man muß Holzgas herstellen! Aber dieses Gas brennt nicht hell genug: wie reichert man es an mit dem Kohlenstoff, der in jeder Flamme leuchtet? Nun, man wird das Holz etwas stärker erhitzen als bisher — Pettenkofer triumphiert. In Basel wird die

erste Holzgasanstalt errichtet, vor geladnem Publikum gibt Pettenkofer eine Festbeleuchtung — und die tüchtigen Flammen brennen faß, blaß, kläglich. Allgemeine Schadenfreude, heit're Heimkehr der gesoppten Gäste, Schamröte des Erfinders.

Im Jahr darauf aber glänzt der Münchener Bahnhof in der Glackerpracht von Pettenkofers Holzgasflammen.

Er ist jetzt etwas über dreißig Jahre alt und schon so einflußreich, daß er seinen Lehrer Justus Liebig in die bayerische Hauptstadt ziehen kann. Da kocht er denn mit ihm zusammen den famosen Fleischextrakt und eröffnet sogar eine kleine Fabrik für diese Suppe — in der königlichen Hof- und Leibapothek! Jawohl, soweit hat er es schon gebracht: der König hat den fabelhaften Münzer, Glaser, Gaser — ein Hohn auf die Prophezeiung seines Onkels — zum Leibapotheker avancieren lassen!

Der erste Hygieniker.

1854 rast die Cholera wieder einmal über München. Professor Pettenkofer wird krank, sein Töchterchen Anna entgeht dem Bürger mit knapper Not, seine Köchin stirbt im Krankenhaus. Soviel genügt vollaus für einen Mann von seinem Schlag: während die Schulmedizin mit segensreicher Demut das Ende der Seuche abwartet, schickt er sich an, dem Gespenst die Maske vom Antlitz zu reißen. Er läuft, kaum genesen, durch alle Stadtviertel Münchens und erkundigt sich, er fährt im ganzen Bayerland herum und forscht, er läßt sich den Verlauf der Cholera in Krankenhäusern, in Palästen und in Armenhütten schildern, er interessiert sich für die Wäsche in den Betten und an den Leibern, er riecht in die Nachtkübel hinein, er will wissen, wann die Krankheit ausbricht und auf welchem Untergrund die Häuser stehen, ob am gleichen Haus, das jetzt verschont bleibt, auch die früheren Epidemien vorübergingen —.

Und dann schreibt er einen Cholerabericht, in dem er eine Menge neuer Tatsachen und eine neue Theorie vorträgt: Die Cholera überträgt sich nicht direkt von Mensch zu Mensch. Die Cholera überträgt sich nicht durch Wäsche, durch Getränke, durch das Wasser, das ein Mensch gebraucht. Die Cholera verbreitet sich allein durch Harn und Kot, und ihre Keime müssen erst im Boden irgendeine Wandlung durchmachen, bevor sie wieder einen Menschenleib beglücken können. Sie entwickeln sich im Boden aber nur, wenn dort eine Fäulnis vor sich geht, also nur im feuchten Boden, nur im lockeren Boden, nur wenn der Boden viereinhalf Meter tief bis zum Grundwasserspiegel reicht.

Das war ein Donnerschlag in die Stubenbockerweisheit vom „Miasma“ und „Kontagium“, vom „Genius epidemicus“ und von der „Generatio aequivoca“ einer „Cholera nostras“. Das waren Thesen von lutherischer Wucht und Wirkung: Fort mit der Absperrung und Quarantäne! Geh! in Häuser, die auf Felsgrund stehen! Untersucht den Boden! Untersucht die Hebungen und Senkungen des Grundwassers! Laßt die Briefe und Pakete undurchstochen, ungeräuchert, aber schüttet Essig und Karbol in Abtritt und in Nachtkeschirr! Baut lieber zementierte Jauchegruben als Kanäle, die den Boden ringsumher verseuchen! Laßt die Friedhöfe in den Städten liegen, und reinigt lieber eure Straßen, eure Schmutzbäche, eure Kloaka maxima!

Pettenkofer sieht mit einem Male Pflichten, Arbeitsfelder von der unerwartetsten Ausdehnung, er weiß auf einmal ein großes, klares Ziel für seine Schaffenskraft. Was hilft die ganze Physiologie, Chemie, Anatomie, Pathologie, wenn eine Seuche Tausende gesunder Menschen aufräuft, während der gelehrte Arzt hilflos und für sich selbst besorgt zuschauen muß? Was hilft der ganze Fortschritt in der Wissenschaft, wenn man nicht Herr wird über Massenelend, Massensterben? Pettenkofer liest von nun an ungebeten über „diätetische“

physikalische Chemie“, ein Wort, mit dem kein Mensch einen Sinn verbinden kann, das sich denn auch allmählich umwandelt in „physikalisch-chemische Grundsätze der Diätetik“, in ebensolche „Grundlagen der Gesundheitslehre“ und endlich in „öffentliche Hygiene“.

Was er nun anpackt, reiht sich ein in diese neue Richtung seines Lebens. Der König bittet ihn, die teure, großartige Luftheizung der Residenz zu untersuchen, denn er fühlt sich unbehaglich in der trockenen Luft, die seither in den Räumen herrscht. Pettenkofer macht sich gründlich über das Problem, findet überrascht, daß die Luft sogar viel feuchter als gewöhnlich sei, und wälzt das Paradoxon wochenlang in seinem Kopf, bis ihm einfällt, die Luft sei ja im Grunde genommen nichts Festes, Ruhendes, Gleichbleibendes, sondern ströme hin und her; jetzt bestellt er sich Windmesser aus Paris und wird zum Luftzugspezialisten. Er geht mit seinen Instrumenten durch Kasernen, Galerien, alte, neue Häuser, ungeheizte Stuben, Stuben mit Kaminen, Kachelöfen, Küchenherden, und erkennt zuletzt der königlichen Residenz den Rekord in Luftbewegung zu. Damit ist erklärt, weshalb der König über eine ausgedörrte Schleimhaut seiner Respirationsorgane klagt. Gleichzeitig aber hat der Luftzugspezialist herausgefunden, daß die Mauern Luft durchlassen, wenn sie trocken sind, daß die nassen Steine neuer Wohnungen den Luftwechsel hemmen und daß man dort nur zu wärmen und zu lüften braucht, statt in offenen Kohlenbecken Qualm und Kohlenäure zu erzeugen. Dann setzt er die Zeitgenossen in Erstaunen durch die Mitteilung, daß an jedermanns Nase in jeder Stunde sechzig Kubikmeter Luft vorüberstreichen müssen, wenn er sich behaglich fühlen soll, und weist dem Münchener Krankenhaus nach, daß die ganze kostspielige Anlage von Luftschächten und Kanälen überflüssig war.

Mit solchen Nettigkeiten macht sich der Professor für medizinische Chemie nicht beliebt, und wenn er seine Arbeiten an gelehrte Zeitschriften schickt, fragt man ihn, ob er sie nicht lieber einem technischen Journal anbieten wolle.

Eine „große“ Sache erst macht ihn bei den Gelehrten heimatberechtigt, seine Atemkammer. Die ist schon beinahe kein Apparat mehr, sondern eine wissenschaftliche „Fabrik“. Zu diesem Ding gelangt er so: sein Freund, der Ernährungs-Voit, will die Bilanz des menschlichen Stoffwechsels ziehen und braucht dazu ein Instrument, mit dem man alles messen kann, was durch Darm und Nieren und Lungen und Haut aus dem Körper ausgeschieden wird. Da ist der Luftzugspezialist der rechte Mann: Pettenkofer baut einen Riesenkasten aus Blech, luftdicht, mit Fenster, Tür, Bett, Tisch und Stuhl, mit Barometer, Psychrometer, Thermometer, mit Luftkanälen und Pumpen, mit automatischen Analysierapparaten und Windmessern. Er fährt um dieser letztgenannten willen nach Paris zu dem einzigen Mechanikus, der sie zustande bringt, und entdeckt in diesem Newmann einen waschechten Straubinger, der sogar noch bayerische Kraftausdrücke versteht. Ja, damit bringt er endlich auch die widerspenstigsten Gemüter zur verstummenden Hochachtung, zumal der König selbst geruht, sich in den Kasten hineinzusetzen und die Menge seines fürstlichen Sauerstoffverbrauches und seiner Kohlenäureproduktion abmessen zu lassen. Der beglückte Voit kann seine vielgerühmten Kostansätze ausrechnen, kann das Eiweiß von den Brennstoffen des Körpers absondern, kann die Unentbehrlichkeit von Eiweiß und die Fettbildung aus Eiweiß zeigen, kann die Zuckerkrankheit als Verbrennungsfehler deuten, kurzum die Grundbegriffe der modernen Ernährungsphysiologie schaffen.

Pettenkofer wird inzwischen von Freund Liebig auf ein neues Wild geheßt. In den Münchener Galerien sind schöne alte Bilder krank geworden, angeschimmelt oder chemisch verändert, wer weiß es. Man hat versucht, den Firnis abzunehmen und dabei die Farben mitgenommen, man hat sie

mit Terpentinöl überpinselt und sie nur noch mehr getrübt. Pettenkofer zeigt sich hier als weniger chemiewütig wie die Kunstgelehrten: er kommt darauf, daß gar nichts sich verändert hat, als daß der Firnis allzusehr getrocknet ist und mit winzig feinen Rissen das Licht reflektiert wie Sprünge in der Fensterscheibe. Nun braucht er nur mit Spiritusdampf oder Ammoniakseife den Firnis aufzufrischen, und das Bild erstrahlt in altem Glanze. Liebig fällt ihm um den Hals, als er ihm berichtet, und erwärmt den König noch mehr für den Allermweltskerl Pettenkofer. So kam es nicht fehlen, daß Pettenkofer's Lieblingsblume, die Hygiene, einen Ehrenplatz im medizinischen Garten angewiesen bekommt, wenn sie auch von manchen ärztlichen Kollegen „als nutzlose Zierpflanze, wenn nicht gar als Unkraut angesehen wird, das man bei nächster Gelegenheit wieder ausreißen sollte, weil es den schon länger gepflegten Fruchtgattungen nur Boden und Nahrung wegnimmt“. Mit siebenundvierzig Jahren darf der mißglückte Apothekerlehrling seine Hygiene als Nominal- und Prüfungsfach in München lehren.

Da spricht er über Kleidung, Nahrung, Genußmittel, Leibesübungen, Hautpflege, Heizung, Beleuchtung, Ventilation, Baugrund und Baumaterial, Grundluft und Grundwasser, Boden und Krankheit, Klima, Trinkwasser, Kanalisation, Desinfektion, Leichenschau, Giftvermeidung, gesundheitsschädliche Betriebe, Schulhygiene, Krankenpflege, Medizinstatistik, da plädiert er für einen Hygieneunterricht in Volks- und Mittelschulen, da fordert er gesundheitliches Wissen statt gesundheitfördernder Geseze. Er hat es nicht leicht, sich durchzusetzen: Virchow sagt, die Hygiene habe weder selbständige Methoden noch selbständige Gegenstände, ein Kolleg der Hygiene sei ganz überflüssig, eine Prüfung in der Hygiene sei vom Übel. Billroth, der gefeierte Chirurg belächelt die Begeisterung von Schwärmern und Humanitätsaposteln, die die Krankheiten der Gemeinden und der Länder heilen, ja sogar die Dummheit und Gleichgültigkeit der Masse mitleidieren wollen.

Aber Pettenkofer wächst mit seinen Zielen hoch zu einem überzeugten Reformator, einem überzeugenden Propheten. Überall in deutschen Landen sieht man ihn mit dem Schlagwort Hygiene kämpfen, auf der internationalen Cholera-konferenz in Wien siegt seine Theorie und seine Praxis, schließlich ruft ihn Bismarck an die Spitze des Berliner Reichsgesundheitsamtes. Pettenkofer's Name ist zur Großmacht in der deutschen Medizin geworden.

Das Opfer der Cholera.

Doch der knorrige Bajubare, der jetzt in sein siebentes Jahrzehnt geht, kann sich nicht von seinem lieben München trennen. Kennt er es nicht bis in seine Eingeweide? Graben sie jetzt nicht nach seinem Plan Kanäle in den Straßen, weil er sich überzeugt hat, daß ein ordentliches Schwemm-



„Natterkopf“.

Lichtbild: Nenger-Paatsch

system mit genügendem Gefälle den Boden nicht verseucht, sondern reinigt?

Jetzt schickt er seine Schüler an die Isar, um das Wasser zu probieren, oberhalb und unterhalb der Stadt. Wird man in den Fluß die ganze Münchener Kloake leiten dürfen? Gewiß! Die Isar reinigt sich von selbst, durch Gewächse, durch Mikroben, durch Sauerstoff, durch ihren raschen Lauf! So kann er mit gutem Gewissen das Geschrei der Flußanwohner überhören, kann den Kampf mit Bauern und mit Hausbesitzern durchfechten, die ihren duftenden Abfuhrhandel nicht entbehren wollen: ein Glück, daß Freund Liebig an der Arbeit ist, den ganzen Mist beiseite zu schaffen und durch Düngesalze zu ersetzen!

Pettenkofer's Name ziert ein neues Brunnhaus, und bald wird die große Wasserleitung funktionieren, die den Mangfall über 33 Kilometer in die Münchener Häuser bringt. Er hat ein zentrales Schlachthaus, eingeweiht damit die vielen Kleinbetriebe nicht länger den Boden verseuchen. Bald wird München die gesündeste Stadt Europas sein. Man hat seiner Theorie vom Bodengift entgegengehalten, daß es Städte gibt, auf Fels gebaut und doch von Cholera und Typhus heimgesucht. Er ist hingefahren, nach Gibraltar, Malta, in den Karst, und hat an Ort und Stelle nachgewiesen: dieser Fels ist bodenhaltig, ist zerklüftet, ist durchseuchet. Nun scheint es, als ob seine Theorie sich mit dem Kranze der Alleinherrschaft krönen darf: was er stets behauptet hat, daß nämlich vom Grundwasserspiegel die Gefahr der Seuchen abhängt, weil das weichende Wasser den Krankheitsherden Raum schafft, das wird jetzt von Statistikern in allen deutschen Städten nachgewiesen, mit einer Wahrscheinlichkeit von 36 000 : 1! Da fehlt nur noch, daß er aus indischen Berichten das nämliche herausklaubt und daß er die Verschleppung der Keime durch die Schiffe so erklärt, daß auch der Menschenleib als „Boden“ dienen kann.

Lediglich ein paar Preußen sind es, die dem großen Pettenkofer Widerpart halten, und an ihrer unverschämten Nüchternheit scheitert seine Überzeugungskraft. Da ist dieser kalte, goldbebrillte Robert Koch, der mit seiner geistlosen Ergriffenheit

und mit seiner alleinseligmachenden Mikrobenkultur für alle Seuchen einen sichtbaren, färbbaren, übertragbaren Sündenbock finden will, den sie eben nach Indien geschickt haben, damit er auch den Keim der Cholera zustande bringt. Er wird ihn sehen, sicherlich: er will ihn sehen! Nun, das hätte nichts zu sagen — ob man dieses Tier schon sieht oder nicht — was liegt daran! Aber diese platten Köpfe werden auch in diesem Fall behaupten, daß man nur einen solchen Keim zu schlucken braucht, um schon die Cholera im Leib zu haben! Sie werden die ganze mühsam entdeckte Bodensäure leugnen, werden wieder zu den alten dummen Desinfektionen raten, die er längst überwunden hat, werden absperren und Trinkwasser verbieten — Pettenkofer fährt mit Ingrimm zu der großen Cholera-Konferenz des Jahres 1885 in Berlin.

Robert Koch ist wieder da, er sagt ganz harmlos zu ihm, als er seine eigenen Ansichten über indische Cholera erwähnt: „Wie? Sie haben auch über die indische Cholera gearbeitet?“ Das greift ihm doch ans Herz: nicht einmal gelesen hat der Preuße seine Studien! Nachher in den Sitzungen geht es lebhaft her: Robert Koch liest vor, unendlich nüchtern, sachlich trocken — die Beweise für die Existenz des Cholera-Bazillus. Alles jubelt, alles schwelgt in tollsten Hoffnungen, aber Pettenkofers Weißkopf fährt dazwischen und gießt Wasser in den Wein, Wasser, das viel feuriger aus seinem Munde sprudelt als der trockene Überschwang der neuen Propheten.

Immer wieder predigt er vom Boden, von der Wandlung, die die vermutlichen Keime durchmachen müssen, von der Unschädlichkeit des Wassers — und am Ende, als man unversöhnt auseinandergeht, streckt er doch ritterlich seinen fühlernen Gegnern die Hand entgegen und sagt: „Nichts für ungut, wenn es hart herging beim Zusammenraufen!“

Als er im Zug nach München sitzt, fühlt er sich krank, entnervt, gebrochen. Er ahnt es dumpf, daß mit diesem Mann eine fremde und verhasste Denkart gegen seine Lebensarbeit loszieht, eine fürchterliche Ertakttheit, eine pedantische Kleinräumeri, eine kalte, überlegene Wirklichkeitsfreude, die alles Wissen in Sehen, Greifen, Machen wandeln will.

Er lebt wieder auf, als er in München einfährt: hier ist er geborgen, hier sind Menschen seines Schlages, hier ist er am rechten Platz! Und er wandert wieder in dem verschoffenen Ledermantel und dem schwarzen Schlapphut durch die Straßen, trägt seine siebenundsechzig Jahre mühelos die hundertzweiundzwanzig Stufen zu seiner Turmwohnung in der Residenz hinauf und beginnt am nächsten Morgen, wie gewohnt, um sieben Uhr das hygienische Kolleg. Sein Institut haben die Münchener den Hypothesenpalast gekauft — er hat den Titel schmunzelnd hingenommen, aber heute wurmt er ihn als ein geheimes Einverständnis mit dem Feinde in Berlin. Er spricht noch stoßender und abgerissener wie sonst, er gewinnt langsam vor dem dichtbesetzten Auditorium den bayerischen Humor zurück und wettert gegen Bierkomment und Alkohol und steigert sich zum Ende in eine volkshygienische Leidenschaft hinauf, die seinen weißen Haaren prächtig ansteht.

Ein paar Jahre später. Im Münchener Hypothesenpalast wird gekocht und sterilisiert, werden Agar-Agarplatten mit Keimen bestrichen, werden Reagenzgläser mit Stickskulturen von Cholera-Bazillen besetzt — was ist geschehen? Was soll die berlinische Kocherei in Pettenkofer's eigener Wirkungsstätte? Nun, der Alte will beweisen, daß er kein verbohrtter Narr ist, der sich gegen jeden Fortschritt sperrt! Er bedauert nur, daß ihm die Kölbchen und die Petrischalen aus den wackelig gewordenen Händen fallen, daß er die Bakterienversuche seinen Schülern überlassen muß. Aber täglich stapft er durch die Räume, wo seinem Institut der fremde Geist eingepfropft wird, täglich läßt er sich berichten über die Erfolge

mit den Bodenimpfungen und harret der Stunde, da sein Assistent ihm zeigen kann, wie Cholera-Vibrionen in der feuchten Erde wachsen, sich verändern und dann durch die Luft als Sporen fliegen. Aber diese Hoffnung ist vergebens. Der ehrliche Emmerich muß ihm zuflüstern: „Im Boden werden die Bazillen aufgelesen, verschluckt, verdorben!“ „Wenn ich eine Giftdüngung in Erde schütte, dann läuft sie unten keimfrei, gisteiler wieder aus!“ „Nicht einmal mit dem Staub verbreiten sich die Cholera-Bazillen!“ „Wir haben bisher nicht beweisen können, daß sie durch den Boden aufwärts wandern!“

Pettenkofer schaut dann an den jungen Leuten vorbei, knurrt etwas Unverständliches und verläßt die Laboratorien. Es wird finster um ihn her. Er lehnt sich auf, er deutet die Befunde um, er verwickelt sich in Widersprüche, er greift zu dialektischen Beweisen, er arbeitet mit Spitzfindigkeiten aus dem unermesslichen Schatze seiner Erfahrung — und er wird dabei doch selbst nur unsicherer, gequälter, finsterer.

Da schlägt ihn die Natur mit einem ihrer Experimente, die nur sie sich leisten kann. In Hamburg, wo man eine ganz vorzügliche Kanalisation geschaffen hat, bricht die Cholera gefährlich aus. Die Ärzte halten sich aufs strengste an die Regeln Kochs: trinken nur abgekochtes Wasser, waschen sich die Hände nach jedem Griff im Krankenzimmer — und kein einziger wird krank. Genaue Nachprüfung ergibt, daß die Cholera durch infiziertes Trinkwasser sich verbreitet hat.

Ist er jetzt endgültig fertig, der alte Pettenkofer?

Aber nein! Jetzt löst der Bajuwarentroß zu steiler Leidenschaft empor: „Jetzt will ich ihnen zeigen, daß die Cholera-Bazillen dennoch in den Boden müssen, um die Cholera zu zeugen!“

Und Pettenkofer läßt sich aus Berlin eine ganz frische Cholera-Kultur zuschicken, nimmt Natron ein, um ja die Magensäure abzustumpfen und die Abwehrkräfte seines Körpers zu schwächen — und dann schluckt er die Millionen von lebendigen Cholera-Bazillen hinunter!

Er bleibt gesund.

Die Studenten, die Münchener, die Kollegen, das ganze Reich des Geistes jubelt diesem Kämpfer zu. Er ist fünf- undsiebzig Jahre alt, er fühlt sich wie ein Jüngling, er glaubt durch seine Tat sein Werk gerettet.

Im Lager seiner Gegner sind die vielen Mitläufer aufs schwerste betroffen: wie? — ist die ganze Lehre von den Bakterien falsch? — hängt doch die Krankheit nicht von diesen Lebewesen ab? — gibt es doch Geheimnisse und Möglichkeiten, da alles schon so klar und einfach und gemeinverständlich war?

Aber jene klugen, nüchternen Feldherrn der Bakteriologie schütteln nicht einmal die Köpfe über Pettenkofer's tollkühnes Experiment, sondern vernehmen interessiert und staunend diese Neuigkeit: sie sind schon selber auf der Spur, die jetzt mit einem Male einen Pfad in unbekanntes Land eröffnet, sie haben selbst bemerkt, daß nicht die kleinen Lebewesen alles können, daß der Leib vielmehr sich wehrt und daß verschiedene Leiber sehr verschiedene Abwehrkraft besitzen. Pettenkofer's Feindschaft gegen Koch's Bazillen schien demnach in seinem ganzen Leib zu stecken und zu wirken. —

So bleibt seine letzte Tat und der Einsatz seines Lebens auch vergeblich. Seine Bodentheorie ist nicht zu retten. Pettenkofer kämpft von nun an müder, hoffnungslos. Seine Gattin, seine Söhne sind gestorben, ein Verwandter endete mit umnachtetem Gemüt. Da fürchtet er dasselbe Schicksal, und als ihn mit dreiundachtzig Jahren zum zweitenmal in seinem Leben eine Krankheit plagt, beschließt er seinen Tod.

Vergebens nimmt ihm Boit das Ehrenwort ab, sich kein Leid anzutun; nachdem er den Seligen versprochen hat, auf einer Reise Lebensmut zu suchen, bringt man ihn zu Bett und überläßt ihn den Gedanken an das Lebenswerk, das er getan. Zwei Stunden später knallt ein Schuß.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Männliche
No-Maske.
Museum für
ostasiatische Kunst,
Köln.

Lichtbild:
R. Hallensleben.

Theater in Japan.

Aus einem Aufsatz von Dr. phil., Dr. theol. Jakob Overmans S. J., München, in den „Stimmen der Zeit“, Freiburg i. Br. — Der Verfasser, Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen, Frankfurt a. M., war früher Professor an der Jochi-Universität und an der Kaiserlichen Universität in Tokio.

Japan hat noch heute wie einst Griechenland Bühnenspiele, die den entzückten Zuschauer einen ganzen Tag im Theater festhalten. Eines Morgens ging ich in Tokio schon vor 9 Uhr mit einem jungen Japaner zum Kudanhügel, um die sogenannten No-Aufführungen zu sehen. Der Zuschauerraum hatte noch nicht — wie das halb modernisierte No-Theater im benachbarten Stadtteil Suidobashi — die in Europa üblichen Klappstühle, sondern der Boden war durch fußhohe Bretter in Vierecke geteilt, die jedesmal für einige Kissen Platz boten, auf denen die Japaner

in gewohnter Weise hockten. Hinter ihren Reihen und etwas höher standen ein paar Stühle für Ausländer. Es war, als hätten wir unter dem überdachten Holzgange gegessen, der offen um den Innenhof eines altjapanischen Landhauses lief. Rechts in der Ecke sprang in den Hof eine quadratische, überdachte und nach drei Seiten offene Veranda vor. Das war die Bühne, und nach links lief von ihr die ganze Hofseite entlang ein gleichfalls offener und überdachter Gang, an dessen äußerstem Ende aus einem Vorhange die Personen des Spieles traten.

Auf der dekorierten Bühne hockt rechts in zwei Reihen ein Sängerschor von festlich gekleideten Männern, links und mehr im Hintergrund ebenso gekleidete Musiker, die ihre einfachen Instrumente — ein Flöte, zwei Tamburine und eine Pauke — mit bald dumpfen, bald schrillen Schreien begleiten und auf Höhepunkten der Leidenschaft Instrumente und Stimmen zu einem rasenden Orkan werden lassen. Dagegen spricht sich im gemessenen Gesang des Chores dieselbe überlegene, das Alltäg-

lichste wie das Erhabenste verstehende Weisheit aus, die wir in den Choraliedern der griechischen Tragödie finden. Und wieder wie in Griechenland treten nur wenige Schauspieler auf, immer Männer, auch in Frauenrollen, prachtvoll gewandert, vor dem Gesicht Masken von gewaltiger Ausdruckskraft, und die bald sprechenden, bald getragenen singenden Stimmen haben den Klang einer anderen Welt. Schon wenn die Gestalten über den langen offenen Gang zur Bühne schreiten, beginnt das Spiel, charakteristisch in jeder Bewegung, aber niemals realistisch, ganz Wahrheit, ganz Leben, nur nicht in unmittelbarer Darbietung, sondern in verkürztem Widerschein. Und kein Drama im griechischen Sinne wird gespielt, keine Handlung rollt vor uns ab, nichts geschieht, als daß ein Gott sich in herrlicher Gestalt zeigt, ein tapferer Held, eine berühmte Frau der Vergangenheit ein bedeutendes Schicksal erzählt, und daß Spieler und Chor die dadurch aufschaukelnden Gefühle in Gesang, Musik und feierliche Tänze strömen lassen.

Fünf No-Dramen werden an einem Tage gespielt, jedes meistens in zwei Akten. Und damit die Zuschauer für diese ernste Kunst — denn No heißt Kunstfertigkeit — aufnahmefähig bleiben, wird nach jedem zweiten No-Drama ein Kugon, eine Poesie, aufgeführt, in der sich zwei Hanswursts um Lächerlichkeiten des gewöhnlichen Lebens zanken und zuletzt mit einem lustigen Tanze ihre Versöhnung feiern.

Aus vielen weiteren Bezirken altjapanischen Lebens schöpft, viel bunter ist gestaltet und viel mehr wird daher von Menschen aller Stände besucht das Kabuki. Es ist für den heutigen Japaner beinahe das Theater schlechthin, im November als Stätte hoher Kunst, im April als Gelegenheit zu fröhlicher Unterhaltung, in jedem Monat neue Lockung und unverfälschter Genuß.

Die Kabuki-Bühne ist heute wie vor Jahrhunderten eine Drehbühne. Die Ausstattung der besten Kabuki-Bühnen bleibt hinter unsern besten Illusionsbühnen zurück, aber auch nur hinter unsern besten. Malerisch und stimmungsmäßig ist die Wiedergabe der Örtlichkeit, solange man nur in die Tiefe des Bühnenbildes blickt, oft von wunderbarer Vollendung. Um so mehr ärgert man sich dann, wenn man sieht, wie Seiten und Decke vernachlässigt sind, wie roh die kulissenhafte Masche hervortritt, wie auf Tempeldächern und blühende Bäume schwarze, zerfütterte Cossiten herabhängen, und wie wenig Illusionskraft die Versatzstücke haben. Im Gegenfuge zur Leistungsfähigkeit der Maschinen für Bewegung der Dekorationen nach jeder Richtung geschieht für Lichtwirkungen wenig. Bei einer großartigen Aufführung von „Chushingura“, dem berühmtesten aller Kabuki-Stücke, war ich im kaiserlichen Theater in Tokio Zeuge, daß die Bühne auch dann im hellsten Lichte blieb, wenn die Personen des Spieles mit Lämpchen durch die Nacht schlüpfen und in der Finsternis gegen Baumstämme taumelten.

Dem künstlerischen Gesamtcharakter einer Kabuki-Aufführung kommt man mit europäischen Begriffen am nächsten, wenn man ihn als melodramatisch bezeichnet. Zu den beim No üblichen Instrumenten — Flöte, Tamburin, Pauke — gesellen sich Saiteninstrumente, besonders das Samisen, eine langhalsige Klampfe mit drei Saiten, die durch den Schlag eines flachen, dreieckigen Plektrens zum Tönen gebracht werden. Das Orchester sitzt links auf der Bühne, bald sichtbar, bald in einer geschlossenen Loge, deren geschlitzte Fensterläden den Musikern Ausblick auf die handelnden Personen und auf die nach der Stimmhöhe in zwei Gruppen geteilten Chorsänger gestatten. Die Kleidung der Schauspieler durchläuft alle Grade der Wirklichkeitsnähe, vom schlichten Realismus einfacher Kaufleute, Krieger und Bauern bis zur übertriebenen schweren Pracht alter Hofherren und zum entzückenden Farbenschmelz tanzender Frauen. Es ist beinahe, als ob auch in Sprechen und Bewegung alles Natürliche den Greisen und den Menschen ohne Rang vorbehalten wäre. Was jung und vornehm ist, was von Rache und Liebe spricht, was mit Schwert oder Lanze kämpft oder dem Zauber eines Frühlingsmorgens, einer Mondscheinmacht verfällt, das gleitet immer wieder aus Gespräch in Gesang, aus praktischem Ernst in spielende Pose, aus dem Wanderschritt in schwebenden Reigen. Und fast nur bei alten Leuten haben die Gesichter einen natürlichen Ausdruck, bei den andern liegt über dem echten Leben die starre Bemalung: kreideweiß bei den Frauen, schreckhaft majestätisch und so starr, als trügen sie eine Maske, bei den kriegerischen Helden. Aus all dem entsteht für den Zuschauer der Eindruck wirklich-umwirklicher Übergänge von Schein zu Wahrheit, von Kunst zu Leben, und man steht auch hier wieder vor einer der tausend Formen des ewigen buddhistischen Wendelschlages zwischen Wachen und Träumen. Unglaublich beherrschend ist jede Körperbewegung, jeder Schwertschwung, jeder Faltenswurf, wunderbar der Aufbau der Gruppen in weiten Räumen, der Zusammenhang der Farben von Landschaft und Gewandung. Aber selbst im besten Theater sieht man zuweilen das passive Spiel so wenig gepflegt, daß z. B. hervorragende Teilnehmer an einer feierlichen Huldigung ungeschont ihre Langeweile zu erkennen geben oder gar ihre Augen durch die Reihen des Publikums schweifen lassen.

Die Frauenrollen werden wie im No fast immer von Männern gespielt. Von Geschlecht zu Geschlecht erbt sich die Kunst in den Söhnen fort, und wo es in einer Schauspielerfamilie an geeignetem männlichen Nachwuchs fehlt, hilft sie sich durch Adoption. Allmählich beginnen freilich im Strom der allgemeinen Modernisierung auch Frauen im Kabuki aufzutreten, aber unvergleichlich lieber sieht das japanische Publikum noch heute die Frauenrollen durch Männer dargestellt.

Randnoten zu einer glücklichen Ehe.

Aus einem anonymen Aufsatz einer verheirateten Frau in „Scribner's Magazine“, Newyork,

Nur wenige Menschen, die in den Ehehaften einfahren, haben dabei anderes im Sinne als Glück. Aber sie betrachten dieses eheliche Glück nicht als die zarte Pflanze, die es gewöhnlich ist, eine Pflanze, die gehütet und gehegt und sorgsam genährt werden muß, die unsere ganze Aufmerksamkeit und Pflege erfordert. Junge Eheleute sollten eigentlich folgende Einstellung haben: „Keine Macht der Welt soll der Gemeinschaft zwischen mir und meinem Manne Schaden zufügen oder sie stören. Keinem Dritten soll es gestattet sein, sich in sie einzumischen. Denn diese Gemeinschaft ist etwas Schönes und Lebendiges, und wir werden sie uns erhalten, ganz gleich, was auch geschehe.“

Während ich die Aufzeichnungen durchblättere, die mein Mann und ich während der ersten fünf Ehejahre von Zeit zu Zeit machten, frage ich mich, was davon wohl für andere Wert haben könnte. Weshalb wird in unseren Tagen so wenig über glückliche Ehen geschrieben? Ich kann mich im Augenblick nicht eines einzigen guten neueren Romans über dieses Thema entsinnen.

Unsere Niederschriften über die Klippen und Gefahren des ersten Ehejahres waren ergötzlich zu lesen. Eines der ersten Dinge, die ich notierte, war, daß mein Mann die Zahnpastentube immer offen ließ. Das war eine Kleinigkeit, aber sie irritierte mich, und unserer Vereinbarung getreu, sagte ich es ihm. Seitdem schraubt er die Tube so fest zu, daß ich sie nur mit Mühe öffnen kann. Diese kleine Konzession ist symbolisch für die größeren Zugeständnisse, die wir einander gemacht haben und die unser Zusammensein angenehm und heiter gestalten.

Man hatte uns beiden beigebracht, daß ein Mangel an Distanz leicht zu Geringschätzung führt, und so waren wir ständig auf unserer Hut. Niemals ließen wir auch nur für einen Augenblick solche Geringschätzung zwischen uns aufkommen. Niemals haben wir einander etwas nachgetragen oder im Stillen gehäht. Wir waren höflich zueinander, sowohl unter vier Augen als auch vor fremden Menschen. Mein Mann klopfte an, bevor er ins Schlafzimmer tritt, und ich desgleichen. Die kleinen Dinge sind es, die uns Gewicht fallen. Er hat niemals einen an mich gerichteten Brief geöffnet und ich niemals einen für ihn bestimmten, obwohl wir beide wissen, daß es ruhig hätte gesehen können. Denn wir haben keine Geheimnisse voreinander, im Gegenteil: wir legen Wert darauf, einander selbst die kleinen unangenehmen Dinge mitzuteilen, die — wenn sie unausgesprochen bleiben — so oft zu großen Zerwürfnissen führen. Er ruft mich an, wenn er sich verspätet, ebenso ich, so daß es niemals Ärger oder Ungewißheit zwischen uns gibt. Einige meiner Freundschaften sind ihm so wenig sympathisch wie gewisse seiner Bekannten mir, aber niemals kommt es uns in den Sinn, über sie zu streiten oder uns gegenseitig länger als nötig die Gegenwart der Unerwünschten aufzubürden. Freundschaften sind nicht wichtig genug, um unsere eigenen Beziehungen zu stören. Jeder von uns gab aus diesem Grunde ohne Groll einige seiner früheren Bekanntschaften auf. Wenn wir uns auf die Nerven fallen, so sprechen wir uns bei der ersten besten Gelegenheit aus und kommen zu einem Kompromiß, das die Sache beilegt. Kurz und gut: wir haben uns allmählich ein ganzes System des gegenseitigen Verständnisses und der gegenseitigen Duldsamkeit ausgearbeitet, das unser gesamtes gemeinsames Leben umfaßt und ständig die vollkommene Erfüllung unseres Eheglücks sichert.

Gegenseitige Anpassung ist etwas, was die Ehepartner niemals aus dem Auge verlieren sollten. Daß die Ehe Kompromisse erfordert, ist kein Geheimnis. Und wenn einer der beiden Partner von der Ansicht ausgeht, daß alle erforderlichen Kompromisse zu seinen Gunsten ausfallen haben, dann ist damit natürlich eine Fülle von Konfliktsmöglichkeiten gegeben. Es liegt durchaus kein Grund vor, vorhandene Meinungsverschiedenheiten nicht mit aller Energie, aber ohne Groll zum Ausdruck zu bringen.

Männer sowohl als auch Frauen scheinen häufig nicht zu begreifen, daß ein gewisses Quantum Alleinsein zu den notwendigen Bestandteilen eines harmonischen Lebens gehört. Natürlich ist es in den ersten Ehejahren herrlich, alles gemeinsam zu tun, und viele glauben, diese angenehmen Empfindungen würden ewig dauern. Wenn sie sich eines Tages nicht mehr einstellen, wissen sie sich nicht zu helfen. Sie sehen es als selbstverständlich an, daß die Ehe das Ende sowohl körperlicher als auch geistiger Abgeschiedenheit für beide Teile bedeutet. In den engen Wohnungsverhältnissen der Großstadt führt das sehr schnell zu unerträglicher Zuspitzung der Lage. Aber sogar dort, wo ausgiebig Raum vorhanden ist, werden diese traditionelle Einstellung der Eheleute und die hergebrachten Einschränkungen, die Freunde und Nachbarn ihnen in dieser Hinsicht auferlegen, oft Anlaß zu ähnlichem Ergebnis. Ich trete nicht für getrennte Zimmer und getrennte Vergnügungen des Mannes und der Frau ein, wohl aber für gegenseitige Achtung vor der Persönlichkeit sowohl im Denken als auch im Handeln.

Das bedeutet nicht, daß von einem der beiden Partner Selbstauferopferung zu fordern sei. Das Wort Opfer sollte aus dem Vokabularium der Ehebeziehungen verbannt sein. Bewußtes Opfer — die Art von Opfern, über die man spricht und nachdenkt — führt zur Selbstmitleidung und ist unnatürlich, von welchem Standpunkt aus man es auch betrachte.

Natürlich gab es auch bei uns im ersten Jahre Schwierigkeiten in Geldfragen. Mein Mann ist großzügig bis zur Verschwendung, und ich bin sehr sparsam. Das ist eine Sache des Temperaments und der Erziehung, und die meisten Eheleute reagieren auf Geldfragen in verschiedener Weise. Was not tut, ist ein System, das alle Reibungen dieser Art, an denen so viele Ehen scheitern, von vornherein ausschaltet. Ich machte die Erfahrung, daß, wenn ich über Geldfragen sprechen wollte, mein Mann gewöhnlich keinerlei Lust dazu verspürte und es deshalb als unangenehm empfand, wenn ich das Thema anschnitt. So beschloßen wir schließlich, für diese Besprechungen eine bestimmte Zeit festzulegen. Dadurch sind sie zur Selbstverständlichkeit geworden, und wir haben uns alle aus eingebildetem Unrecht, verletzten Gefühlen oder momentanem Ärger entspringenden Diskussionen erspart. Wir machten es uns zur Regel, zwölfmal im Jahre die finanziellen Fragen zu besprechen, und die Notwendigkeit, in der Zwischenzeit darauf zurückzukommen, wird immer geringer.

Jeder Mann und jede Frau braucht ab und zu einen Eheurlaub. Das ist eine durch die Tradition geheiligte Feststellung, die sich von einer Generation auf die andere vererbt.

„Vermeidet Szenen!“ Viele Konflikte beginnen mit kleinen, bedeutungslosen Szenen. Der Mann kommt z. B. von einem sehr angeregten Herrenabend nach Hause und macht Bemerkungen, die nicht böse gemeint sind und die er am nächsten Morgen sicherlich bereut. Soll die Frau sich darüber aufregen und mit ihm darüber streiten? Ich denke, nein. Sie sollte ihm lieber ein Verabredungsmittel geben, ihn zu Bett schicken und die Sache vergessen sein lassen. Reizbarkeit, die irgendein körperlicher Zustand hervorruft, kann zu Szenen führen, die das Eheglück in Trümmer schlagen. Nur schrankenlose Aufrichtigkeit zwischen den Gatten kann hier den Zündstoff beseitigen. Vollständige Redefreiheit ist unumgänglich notwendig. Aber um die Aufrichtigkeit, die ich meine, herbeizuführen, ist es nicht nötig, auch nur einen Schritt von der Bahn des guten Geschmacks abzuweichen. Eine Migräne oder eine Verdauungsstörung kann zu einer wahren Sturzflut harter Worte führen, und eine Diskussion während des monatlichen Unwohlseins der Frau kann ein wirkliches Zerwürfnis zur Folge haben.

Wie Freunde und Schwiegermütter gehören auch unsere Kinder auf die Liste derjenigen, denen wir nicht gestatten, sich zwischen uns zu drängen. Und zwar deshalb nicht, weil nur allzu viele Ehen über die Frage der Erziehung und der Bestrafung dieser Nebenprodukte der Ehe in die Brüche gehen. Es mag egoistisch klingen, die Kinder als Nebenprodukte zu bezeichnen, aber unserem Gefühl nach ist es auch für sie selber besser, wenn sie als beglückende Zugabe der Ehe, nicht aber als Herren im Hause betrachtet werden. Wir sprechen über unsere Kinder und über die Fragen, die sie betreffen, des Abends, wenn sie zu Bett sind, und nicht, wenn sie uns zu Füßen sitzen. Wenn sie zugegen sind, versuchen wir uns ihnen in allen Fragen der Latit und des täglichen Lebens als geschlossene Front entgegenzustellen. Wer von uns beiden eine Strafe verhängt, der führt sie durch, ohne daß ihm der andere dabei durch Kritik in den Rücken fällt. Kinder spielen oft Vater und Mutter gegeneinander aus, wenn sich ihnen dazu eine Möglichkeit bietet, und viele Ehen weisen dadurch bedenkliche Risse auf.

Natürlich habe ich kein Wort über den wirklichen Kern der Sache gesagt, nämlich über die geheimnisvolle innere Übereinstimmung, die zwischen uns, wie zwischen allen Liebenden, besteht. Aber das läßt sich nicht in Worte fassen. Wir fühlen nur, sie ist da, und wir erhalten sie uns durch die vielen kleinen Mittel, über die ich hier gesprochen habe.

Das Siedlerhaus aus Stahl.

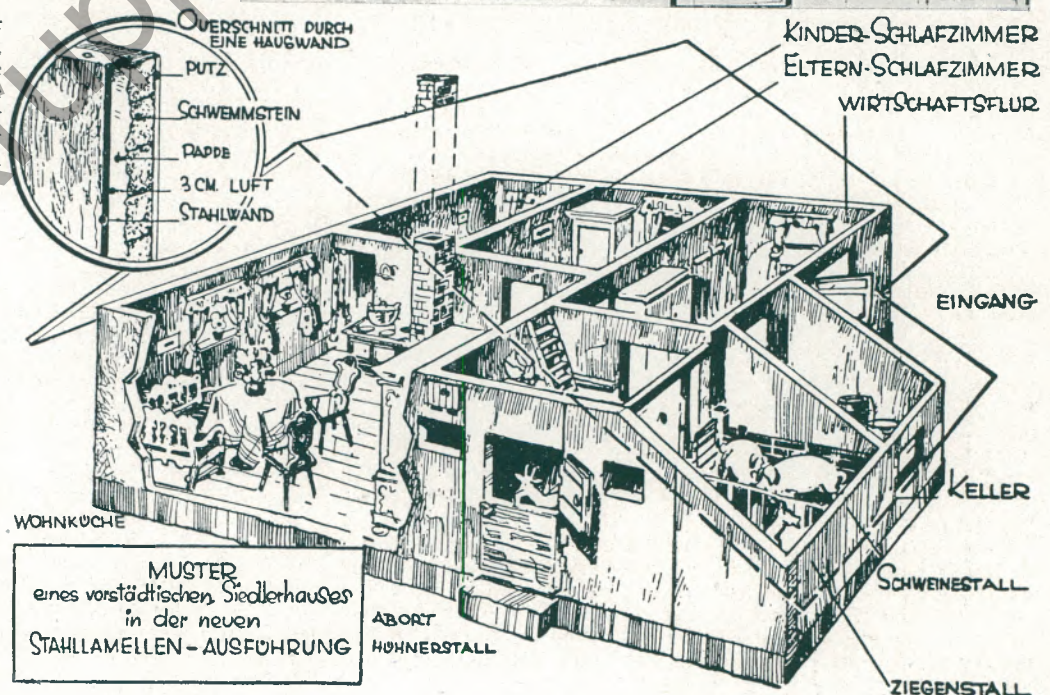
Aus einem Artikel von Herbert Rosen in „Reclams Universum“.

Seit Monaten nimmt das Thema „Siedlerhaus und Siedlungswesen“ öffentliches Interesse in großem Umfang in Anspruch. Die verschiedensten Musterbauten von Siedlerhäusern sind inzwischen errichtet worden. Die deutsche Stahlindustrie, die schon im Jahre 1927 aus Anlaß der Werkstoffschau das erste Kleinwohnhaus aus Stahl errichtete, hat die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen, sondern eingehend geprüft, welche Ausführungsform auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen

die beste ist. Das erste Siedlerhaus aus Stahl ist nunmehr fertiggestellt, mit der Fabrikation kann begonnen werden. — Der folgende Bildbericht kennzeichnet einige wenige der zahlreichen Vorteile dieser modernsten aller Bauweisen, deren Ausführung an keine Jahreszeit gebunden ist.

Eine „wahre Geschichte“, die den Vorzug hat, wahr zu sein.

Es war am 31. Dezember 1931, als in Weidenau a. d. Sieg (1) der Waggon Stuttgart Nr. 20 996, beladen mit Montageteilen für ein neuartiges Siedlerstahlhaus, nach Berlin abgefertigt wurde. Sechs Tage später, am 6. Januar 1932, morgens um 7.25 Uhr, wurde der Empfänger von dem Eingang des Waggon telephonisch verständigt (2); 35 Minuten später, vormittags 8 Uhr, erfolgte die Übergabe an den Empfänger (3); mit dem Abtransport zur Baustelle wurde sofort begonnen. Gegen 11.30 Uhr war die Entladung beendet (4). Die letzten Hausteile wurden zur Baustelle gebracht. Gegen 12.30 Uhr war die gesamte Hauskonstruktion der Bauleitung ausgehändigt. Hier hatte man inzwischen das Fundament fertiggestellt. Mit dem Aufbau des Hauses — der übrigens ohne Inanspruchnahme von Fabrikmonteuren durchgeführt wird — konnte sofort begonnen werden. Um 13.30 Uhr, also rund sechs Stunden nach der telephonischen Verständigung von dem Eintreffen des Waggon, waren die ersten Hausteile bereits errichtet. Und vierundzwanzig Stunden später, gegen 12 Uhr am 7. Januar, standen schon alle vier Wände (5). Die Dachkonstruktion wurde angebracht. Am Abend des gleichen Tages wehten die Flaggen des Nichtkranzes auf dem Dachstuhl des Siedlerhauses, und am Sonnabend, dem 9. Januar, stand das Haus bereits für und fertig eingedeckt. Dann begann der Innenausbau.



Technische Gedenktage.

1. 5. 1893 ging das von Hermann Gruson im Jahre 1855 gegründete Grusonwerk in den Besitz der Firma Fried. Krupp in Essen über. Hermann Gruson pflegte insbesondere den Hartguß, den er zunächst im Eisenbahnwesen anwandte. Später fertigte er auch Panzergranaten aus Hartguß an und vor allen Dingen Panzerplatten und Panzertürme. Aber nicht allein Kriegsmaterial, sondern auch zahlreiches Friedensmaterial wurde aus Grusonschem Hartguß hergestellt; insbesondere Zerkleinerungsmaschinen. Hier war es vor allem die Grusonsche Kugelmühle, die eine Umwälzung der Zerkleinerungstechnik herbeiführte.
5. 5. 1892 starb August Wilhelm von Hofmann. Als Schüler und späterer Assistent Liebig's in Gießen behandelte er schon in seiner Doktorarbeit den Steinkohlenteer und leitete damit eine Reihe von Arbeiten ein, die ihn zum Schöpfer der Teer- und Teerfarbchemie machten. 1845 wurde er Privatdozent in Bonn und danach außerordentlicher Professor in London, wo er eine fruchtbare Lehr- und Forschertätigkeit ausübte. Neben vielen anderen Arbeiten war die wichtigste Veröffentlichung dieser Zeit diejenige über die Teerfarbstoffe. Mitte der sechziger Jahre siedelte er aber wieder nach Deutschland über und war zunächst in Bonn, später in Berlin tätig. In Berlin gründete er mit bedeutenden Fachgenossen zusammen die Deutsche Chemische Gesellschaft. In mehr als hundertfünfzig Abhandlungen geben die Berichte dieser Gesellschaft Zeugnis von der unvergleichlichen Forschertätigkeit Hofmann's. Auch als Mensch hatte Hofmann hervorragende Eigenschaften. Er war ein glänzender Versammlungsleiter und wurde an seinem siebenzigsten Geburtstag mit großen Ehren aus dem In- und Auslande überhäuft.
6. 5. 1803 wurde zu Cleve am Niederrhein Wilhelm Josef Siesteden geboren. Er studierte Medizin, wurde Militärarzt in Berlin und 1871 verabschiedet. Er beschäftigte sich in seiner Freizeit mit elektromagnetischen Maschinen, Induktionsapparaten und dergleichen und war der erste, der als Polarisationszellen Blei in verdünnter Schwefelsäure verwandte und dabei feststellte, daß derartige Zellen geeignet seien, elektrische Energie zu speichern. Dadurch entdeckte er die Grundlagen des Blei-Akkumulators.
8. 5. 1794 starb in Paris Anton Laurent Lavoisier. Er studierte Mathematik, Astrologie, Mineralogie, Botanik und Chemie und erhielt im Alter von dreiundzwanzig Jahren bereits von der französischen Akademie eine goldene Denkmünze für die beste Lösung einer Preisfrage über die Beleuchtung von Paris. 1776 erhielt er die Leitung der Salpeterregie; außerdem wurde ihm die Verwaltung der Schießpulverherstellung übertragen. 1790 wurde er in die berühmte Kommission für die Umänderung des Maß- und Gewichtssystems berufen. Durch zahlreiche Versuche über den Verbrennungsvorgang war Lavoisier in der Lage, die Phlogistonlehre Stahls zu widerlegen. Lavoisiers Anschauungen brachten Klarheit in die chemischen Vorgänge, so daß man mit Recht von Lavoisier an das neue Zeitalter der Chemie rechnet. Er wurde im Jahre 1794 von den Schreckensmännern der Französischen Revolution hingerichtet.
9. 5. 1850 starb zu Paris Joseph Louis Gay-Lussac. Er war einer der fruchtbarsten Chemiker und Physiker in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit Alexander von Humboldt bestimmte er 1805 die quantitative Zusammensetzung des Wassers; untersuchte die Volumenverhältnisse bei der Verbindung gasförmiger Körper und die Ausdehnung des Gases durch die Wärme, die Dichtigkeit verschiedener Dämpfe, die Ausdehnung flüssiger Körper und anderes mehr. Seine Anleitungen zur Analyse des Schießpulvers, des Chlorkalks, der Pottasche, der Soda und andere waren von großem Einfluß auf die chemische Industrie. Er untersuchte ferner die Erscheinungen der Gärung, die Altherbildung und entdeckte das Jodäthyl. Als Lehrer der Physik an der Sorbonne und der Chemie an der polytechnischen Schule hat er erfolgreich gewirkt. 1839 erhielt er die Pairswürde.
9. 5. 1914 starb zu Antibes Paul Louis Toussaint Héroult. Er war der Sohn eines Gerbereibesizers und mußte nach dem Tode seines Vaters die Gerberei übernehmen, obgleich er an der Pariser Bergakademie Hüttenkunde studiert hatte. Er beschäftigte sich aber noch weiterhin mit hüttenmännischen Fragen, insbesondere mit der elektrochemischen Gewinnung der Metalle und entwickelte ein Verfahren zur Gewinnung von Aluminium. 1887 übernahm er die Leitung der Neuhäuser Aluminiumwerke. Auch in Froges errichtete er ein Aluminiumwerk, das später nach La Paz in Savoyen verlegt wurde. Weiter hat Héroult Anteil an der Entwicklung der Elektroöfen. In dem nach ihm benannten Lichtbogenofen schmolz er sowohl hochprozentige Ferrolegierungen als auch weichere Stahlsorten.
21. 5. 1786. Todestag von Karl Wilhelm Scheele. Er erhielt die damals übliche Ausbildung als Apotheker und verfasste im Jahre 1768 seine ersten Untersuchungen über die Oxalsäure. Als Chemiker einer Apotheke nach Upsala berufen, führte er dort eine Reihe wichtiger chemischer Untersuchungen aus, so zeigte er beispielsweise, daß Phosphor aus Knochen hergestellt werden könnte. Er entdeckte die Fluorwasserstoffsäure, machte Untersuchungen über Braunerstein und entdeckte dabei Chlor, Mangan, Barium und später Arsenik- und Arsenwasserstoff. 1775 siedelte er nach Köping über und veröffentlichte dort eine Abhandlung über die Entdeckung des Sauerstoffs, die er schon einige Jahre vorher gemacht hatte, die aber im Jahre 1774 von Priestley veröffentlicht worden war. Dadurch ging ihm die Priorität an dieser Veröffentlichung verloren. Es folgten nun noch eine Reihe anderer wichtiger Entdeckungen, wie der Harnsäure, des Molybdäns und andere. Er wies nach, daß Graphit aus Kohle besteht und daß das Roheisen Kohlenstoff enthält. Weiter stellte er fest, daß das Eisen durch Phosphor kaltbrüchig wird. Scheele war einer der fruchtbarsten Chemiker. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die hauptsächlich in den Veröffentlichungen der schwedischen Akademie zum Abdruck gelangten, wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Er war Mitglied mehrerer ausländischer wissenschaftlicher Vereine.
21. 5. 1826 starb in München Georg Friedrich von Reichenbach. Er besuchte die Militärakademie in Mannheim, wo man seine technische Begabung bald erkannte, und ging von da aus nach England zum Studium des englischen Maschinenbaues. In England verschaffte er sich Eingang in die Dampfmaschinenfabrik von James Watt. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er zunächst, im Zusammenhang mit den kriegerischen Ereignissen der damaligen Zeit, auf technisch-militärischem Gebiet verwendet. 1804 gründete er mit Hesse und Liebherr zusammen das mathematisch-mechanische Institut in München, dem eine von Fraunhofer geleitete optische Anstalt angeschlossen wurde. Aus dieser Anstalt gingen Reichenbachs berühmte astronomische und geodätische Instrumente hervor, die sich durch Einfachheit und Genauigkeit auszeichneten. Reichenbachs Name ist besonders bekannt geworden durch den Bau von Wassersäulenmaschinen, die damals eine ganz neue Lösung darstellten, um große Druckhöhen mit einer einzigen Maschine zu bewältigen. Des weiteren beschäftigte er sich noch mit der Konstruktion von Röhrenbrücken, mit der Wasserversorgung, der Gasbeleuchtung von Städten, mit Kanal- und Dampfschiffahrtssagen und endlich mit der Organisation einer technischen Schule. Reichenbach gehört zu den erfolgreichsten Maschinenbauern in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.
26. 5. 1846 wurde zu Göttingen Julius Post geboren. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien habilitierte er sich als Privatdozent für Chemie in Göttingen, wurde außerordentlicher Professor und 1882 an die Technische Hochschule in Hannover berufen. Am bekanntesten ist von ihm geworden das Werk „Chemisch-technische Analyse“, das eine Reihe von Auflagen erlebt hat. Beim Studium der technischen Vorgänge in der chemischen Großindustrie lernte Post auch die Lage der Fabrikarbeiter kennen und wurde dadurch angeregt, sich eingehender mit der Arbeiterfrage zu beschäftigen. Er hat verschiedene Schriften über die Lage der Fabrikarbeiter, besonders in der chemischen Industrie, veröffentlicht und interessierte sich vorzugsweise für die Wohlfahrts-einrichtungen in chemischen Großbetrieben. 1895 wurde er vortragender Rat und Dezernent für Arbeiterfragen im preussischen Handelsministerium, wo er eine Zentrallstelle für Arbeiterwohlfahrts-einrichtungen und Gewerbehygiene begründete.
28. 5. 1906 starb in Ludwigshafen Theophil Joseph Rudolf Knietsch. Er stammte aus kleinen Verhältnissen und wurde Schlosser. Neben seiner Berufsarbeit bildete er sich aber weiter fort und besuchte später die Gewerbeschule in Gleiwitz und im Anschluß daran die Gewerbeakademie in Berlin, wo er Chemie und Physik studierte. Er legte die Prüfung als Gewerbeschullehrer ab und erwarb sich im Jahre 1881 den Doktorgrad in Jena. 1882 trat er in die Farbenfabrik von Bindschelle, Busch & Co. in Basel ein. Im Anschluß an die Erfindungen von Baeyer arbeitete auch Knietsch ein Verfahren zur Gewinnung von Indigo aus. Er verkaufte dieses Verfahren an die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen und trat gleichzeitig zu dieser Firma über, um seine Erfindungen in die Praxis umzusetzen. Daneben beschäftigte er sich noch mit der Chlorverflüssigung und mit der Herstellung von rauchender Schwefelsäure. 1890 führte er das von Heumann erfundene Verfahren zur Herstellung billigen Indigos in die Praxis ein. Die Folge war, daß der natürliche Indigo durch dieses billige künstliche Erzeugnis gänzlich vom Markte verdrängt wurde. Mit Knietsch ging ein erkenntnisreicher und erfahrener Chemiker dahin, dessen Name mit der Entwicklung der neueren chemischen Technologie auf immer verbunden bleiben wird.

Fortschritte der Technik

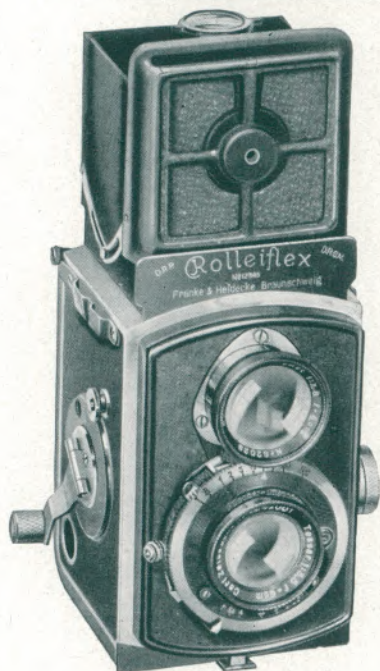


Abb. 1: Rolleiflex, eine Spiegelreflex-Kleinkamera.

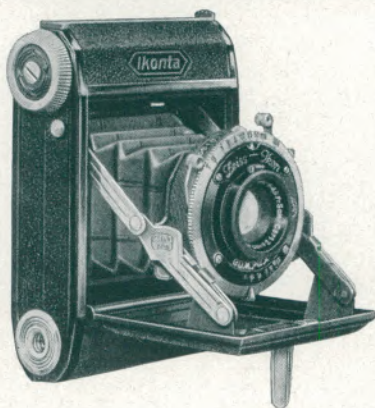


Abb. 2: Zeiss-Konta mit Sprungdeckel.



Abb. 3: Die Zeiss-Kolibri.

1. **Rolleiflex**, eine Spiegelreflex-Kleinkamera, 4×4 mit Zeiss-Tessar 1:3,5 oder 1:2,8. Die obere Linse dient nur zur Erzeugung des Bildes auf der Mattscheibe, die mit der am oberen Rand erkennbaren Lupe beobachtet werden kann. Die Entfernung wird also nicht geschätzt oder gemessen, sondern unmittelbar auf der Mattscheibe eingestellt.
2. **Konta**, 3×4 mit Novar-Anastigmat 1:6,3 oder 1:4,5 oder Zeiss-Ikon-AG., Dresden. 16 Aufnahmen auf Rollfilm 4×6.
3. **Kolibri** mit Novar-Anastigmat 1:4,5 oder Zeiss-Tessar 1:3,5.

Der Favorit für Schwarzkünstler und solche, die es werden möchten: eine Kleinkamera. — Der Fortschritt der Technik aus dem Blickwinkel des Patentamtes. — Schwarzes Benzin. — Deutsches Benzin aus Rohöl. — Raupenschlepper als fahrbare Torfbrikettfabrik. — „Es wuchs — beinahe — eine Flugzeuglinse aus dem Stillen Ozean...“

In den letzten Monaten sind fast Schlag auf Schlag neue kleine Kameras auf den Markt gekommen. Es sind zum Teil Meisterwerke optischer und feinmechanischer Präzisionsarbeit, wie z. B. die neue Leica mit eingebautem Entfernungsmesser. Es gibt aber auch billige Kleinkameras mit lichtstarker Optik, wie sie in den größeren Formaten noch heute für die hochwertigsten Apparate üblich sind, nämlich mit einer Lichtstärke von 1:4,5. Die hochwertigen Linsen (für die besondere, schwer blaschenfrei herzustellende Glasarten geschaffen wurden) von dem berühmten Jenaer Glaswerk Schott & Gen.) würden allein aber nicht ausreichen, um eine fast beliebige Vergrößerung der Kleinbilder und damit den Aufschwung dieses Zweiges der Photographie zu erklären.

Hinzu kommen mußten die erheblichen Fortschritte in der Herstellung der Filme. In der Emulsion, die die lichtempfindliche Schicht der Filme bildet, sind die Silberfällungen fein verteilt, und es bilden sich durch Belichtung und Entwicklung feinste Silberkörnchen aus. Bei den gewöhnlichen Emulsionen waren diese Körnchen immerhin so groß, daß bei starker Vergrößerung diese Struktur der Emulsion stärker hervortrat. Neuerdings ist es nun gelungen, die Verteilung des Silbers in der Emulsion so weit zu treiben, daß selbst bei weitgehender Vergrößerung von Kleinbildern auf Kinofilm das Korn nicht hervortritt und die Bilder scharf bleiben. Selbst Berufsphotographen konnten deshalb zu kleineren Kameras übergehen. Sie haben heute vielfach schon die noch vor wenigen Jahren für Amateure all-



Abb. 4: Planbel-Maknette, die kleinste der Kleinen.

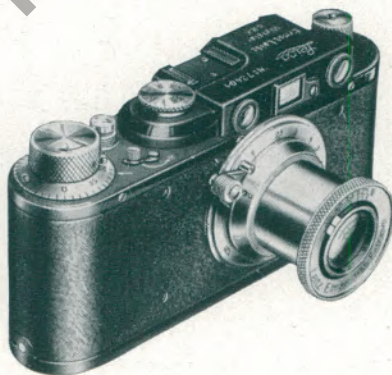


Abb. 5: Die neue Leica mit eingebautem automatischem Entfernungsmesser.

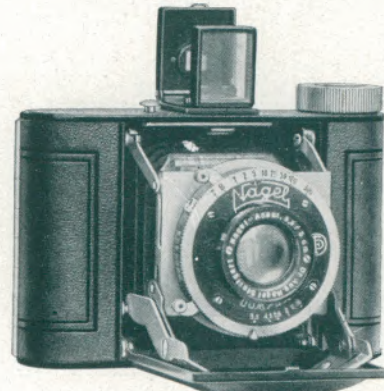


Abb. 6: Nagels Bollenda mit Sprungdeckel.

4. **Maknette**, 3×4, Anticomar 1:2,7. Ausgezeichnet durch besondere Kleinheit und stärkste Optik. (Planbel AG., Frankfurt a. M.) 16 Aufnahmen auf Rollfilm 4×6. 5. **Leica**, 2,4×3,6, mit eingebautem Entfernungsmesser. Objektive verschiedener Brennweite und Lichtstärke sind gegeneinander auszuwechseln. (1:3,5, 1:2,5, 1:1,9, 1:1,4 Brennweite 9 cm, 1:6,3 Brennweite 10,5 cm.) 36 Aufnahmen auf Normalfilm, automatischer Filmtransport. 6. **Bollenda**, 3×4, mit Optik 1:4,5 oder 1:3,5 der Fa. Dr. Nagel, Stuttgart-Wangen. 16 Aufnahmen auf Rollfilm 4×6.

Abbildungen 2, 3 und 6 sind billige Kleinkameras, die für diejenigen, die vor allem Außenaufnahmen machen wollen, völlig ausreichen. Durch einen Druck auf den Knopf springt die Kamera in Aufnahmestellung.

Der Deckel schließt das Objektiv. Abbildungen 1, 4 und 5 sind hochwertige Kleinkameras, die besonders hohen Anforderungen genügen.

gemein übliche Kamera 9×12 cm als Hauptarbeitsgerät. Um allerdings für den Photoamateur die Kleinbildphotographie erfolgreich zu machen, mußte nun noch die sogenannte Ausgleichsentwicklung hinzukommen. Sehr weitgehende Unterschiede in der Belichtung der einzelnen Aufnahmen werden durch dieses Entwicklungsverfahren ausgeglichen. Man braucht also nicht mehr jede Aufnahme individuell zu entwickeln, um Ungleichmäßigkeiten oder Fehler in der Belichtung auszugleichen. Ohne dieses Verfahren würde bei der Gesamtentwicklung nur ein Bruchteil der Aufnahmen auf einem Film richtig belichtet sein. Jetzt kann man infolgedessen unbekümmert in Zweifelsfällen ziemlich stark überbelichten, da dies durch die Entwicklung wieder ausgeglichen wird. Das bringt also eine weitere Vereinfachung für das Photographieren mit sich. Nicht unwichtig ist es schließlich, daß durch die Kleinbildkamera die Einzelaufnahme sehr verbilligt wird. So wird die Kleinbildkamera dazu beitragen, der Photographie eine noch allgemeinere Verbreitung zu verschaffen, als sie heute schon hat. Es fehlen heute eigentlich nur noch preiswerte Vorrichtungen, um die bisher verwendeten 9×12 -Kameras für die Vergrößerung der Kleinbilder zu verwenden. Auch dafür gibt es allerdings schon eine Reihe von Vorschlägen.

Die Verbesserung der Objektive und der Empfindlichkeit des Filmmaterials hat schließlich auch dazu beigetragen, den Kinosfilm vor allem in der Form des Schmalbildes dem Amateur zugänglich zu machen. Man erhält heute einen guten Schmalbild-Aufnahmeapparat schon zum gleichen Preise wie eine der hochwertigen Kleinbildkameras. Neuerdings sind sogar Aufnahmeapparate für 9,5-Kleinfilm erschienen, die weniger als 100 Mark kosten! Man muß allerdings natürlich auch mit den Kosten der Vorführapparate rechnen.

Will man das Fortschreiten der Technik zahlenmäßig erfassen, so greift man gern auf die Zahl der Patentanmeldungen zurück. Im verflossenen Jahre wurden in Deutschland 72 686 Patente angemeldet, davon allein 11 000 in der Klasse Elektrotechnik gegen etwa 350 für die Klasse Bergbau und 3600 für Kraftfahrzeuge, Wagenbau und Fahrräder. Gegenüber dem Jahre 1930 ist die Zahl der Patentanmeldungen um fast 6000, das sind mehr als 7 %, zurückgegangen. Daß die gegenwärtige Wirtschaftskrise den technischen Fortschritt auf vielen Gebieten hemmt, ist ja an dieser Stelle schon mehrfach zum Ausdruck gekommen. Erteilt wurden im Jahre 1931 25 800 Patente. — Es ist allerdings noch ein großer Unterschied zwischen den Patentanmeldungen und -erteilungen und der Patentverwertung. Eine deutsche Erfinderorganisation weist darauf hin, daß es unter den heutigen Verhältnissen kaum gelinge, ein halbes Prozent der Erfindungen mit Erfolg zu verwerten. Im Vergleich zur Zahl der Patentanmeldungen ist daher die Zahl der Patente gering, die in Kraft bleiben, d. h. für die die von Jahr zu Jahr ansteigenden Gebühren bezahlt werden. Ende 1931 waren in Deutschland noch 95 800 Patente in Kraft.

Kürzlich wurde aus Schweden über „schwarzes Benzin“ berichtet. Gemeint ist damit die Verwendung von Holzkohle als Betriebsstoff für Lastkraftwagen und Omnibusse. Die Holzkohle wird in einem kleinen Gasgenerator vergast und ergibt dann mit Luft ein explosives Gemisch, das sich in dem Motor verbrennen läßt. Ähnliche Versuche hat vor sechs bis acht Jahren die Berliner Verkehrsgesellschaft mit einer deutschen Konstruktion von Holzgasgeneratoren an fünfundsiebzig Omnibussen durchgeführt, inzwischen aber die Versuche wieder aufgegeben, weil sie technisch nicht befriedigten. Neuerdings wird nun in Deutschland wieder für eine französische Konstruktion eines Holzgasgenerators Propaganda gemacht, die 90 % Ersparnis an Betriebskosten bringen soll (vgl. „Das Werk“, Jahrg. 1929, S. 378). Dazu ist zunächst einmal zu bemerken, daß in Vergleich gestellt wird der mit mehr als 50 % Steuerabgaben belastete Zapfstellenpreis für das Benzin mit dem durch Steuern und Vertriebsorganisation nicht belasteten Holzpreis. Würde sich aber die Verwendung des Holzgasgenerators in größerem Umfange durchsetzen, so würde natürlich sicher auch ein Weg gefunden werden, um auch diese Konstruktionen „steuerlich zu erfassen“. Damit verschwindet dann schon ein großer Teil der errechneten Ersparnisse. In Frankreich, wo das Kriegsministerium jedes mit Holzgas betriebene Fahrzeug mit 14 000 Fr. subventioniert hat, ist in der letzten Zeit die Verwendung der Holzgasgeneratoren ebenfalls wieder zurückgegangen. Bei der Berechnung der 90 % Ersparnis wird noch ein anderer Fehler gemacht. Es wird einfach unterstellt, daß sich das Kompressionsverhältnis auf 1 : 10 abändern ließe. Es muß aber bezweifelt werden, daß sich dieses hohe Verdichtungsverhältnis ohne weiteres durchführen läßt. An sich ist das Holzgas ein sehr energiearmes Gas mit einem Heizwert von etwa 1200 Wärmeinheiten. Daraus ergibt sich ein recht erheblicher Leistungsabfall, der bei der Kompression von 1 : 4,6, wie sie bei Benzinfahrzeugen üblich ist, 47 % beträgt, bei einer Verdichtung von 1 : 8 immer noch fast 30 %. Legt man diese Zahlen zugrunde, so ergibt sich für die Verwendung von Holz als Treibstoff ein ganz anderes Bild. Es ist besonders daran gedacht, den Holzgasgenerator in landwirtschaftlichen Betrieben einzubürgern. Der Direktor des Landmaschineninstituts der Universität Breslau hat aber ausgerechnet, daß der Landwirt für seinen Schlepper 3 Kilogramm Holz statt 1 Liter Benzin benötigt. Er folgert, daß dies einen Tagesverbrauch von Holz ergäbe, für dessen Heranschaffung zwei Leute und ein Gespann nötig wären. Rechnet man hinzu den Aufwand für das Zerkleinern des Holzes, so stellt sich nach den Berechnungen das Pflügen bei Holzgasbetrieb noch teurer als bei Benzinantrieb.

Es ist dies zugleich ein Beispiel dafür, wo die vielen Patente stecken, die nicht praktisch verwertet werden. Gerade auf den Holzgasantrieb ist viel Erfindergeist verwendet worden. Man hat allerdings die wirtschaftlichen Möglichkeiten offenbar nicht nüchtern genug durchgerechnet.

Auch in England hat man jetzt die Versuchsanlage für die Kohleverflüssigung stillgelegt. Das Ergebnis ist das gleiche wie in Deutschland: Technisch haben die Versuche durchaus befriedigt, aber es besteht keinerlei Aussicht, bei den gegenwärtigen Ölpreisen die Fabrikation wirtschaftlich zu gestalten. Welche Fülle von Patenten steckt auch in der Kohleverflüssigung!

Dagegen konnte die erste Fabrik zur Benzingerwinning durch Kracken von Rohöl in Deutschland den Betrieb aufnehmen. Der Probetrieb der Krackanlage der Gewerkschaft Deutsche Erdöl-Raffinerie in Misburg bei Hannover wurde bereits vor einigen Monaten aufgenommen. Am 1. Mai erfolgte die endgültige Übernahme von der amerikanischen Baufirma. Es mag vielleicht verwunderlich erscheinen, daß man nicht eins der in Deutschland entwickelten Verfahren angewendet hat. Es ist aber zu berücksichtigen, daß in Nordamerika bereits zweitausend Krackanlagen in Betrieb sind, während in Deutschland auf diesem Gebiet noch gar keine praktischen Erfahrungen vorliegen. Es kommt aber bei dem Kracken des Erdöles gerade auf die Betriebsverfahren an. Im Prinzip handelt es sich bei dem Kracken um ein Erhitzen des Öles oder der Deldämpfe auf etwa 400 unter Druck. Bei dem Dubbs-Verfahren, das von der Deurag angewendet wird, erhitzt man das Öl in Heizkörpern aus nachfolgenden Rohren auf etwa 410 bis 440. Es gelangt dann in eine Expansionskammer. Hier werden die Dämpfe frei. Man saugt sie ab und zieht dann das zurückbleibende Öl samt der feinverteilten Kohle, die sich etwa gebildet hat, ab. Die Dämpfe werden nach Abscheidung des mitgerissenen Schwereöles kondensiert. Das einfache Prinzip wird aber sehr kompliziert durch die Maßnahmen zur möglichst vollkommenen Trennung der Reaktionsprodukte und zur möglichst vollkommenen Ausnutzung der Wärme durch ein geschickt durchgeführtes Gegenstromprinzip. Dabei dient das Rohöl zur Kühlung der Krackprodukte, wobei es sich selbst vorwärmt. Besondere Sorgfalt und Erfahrung erfordert die Abtrennung von Wasserdampf als Verunreinigung der Öle und die Vermeidung des Stoßens bei der Destillation, die durch Siedeverzug hervorgerufen werden kann. Die Anlage in Misburg ist berechnet für die Verarbeitung von 75 000 Tonnen Rohöl jährlich. Sie ist in der Lage, 40 000 Tonnen Benzin zu erzeugen. Die Kosten belaufen sich auf etwa 7 Millionen Mark. Von den tausend Kuren dieser Gewerkschaft befindet sich die Mehrheit in den Händen der Preussag und des Kalikonzerns Wintershall A.-G. Dreihundert Kure sind neuerdings erworben worden von den deutschen Vertreibergesellschaften des Shell- und des Standard-Oil-Konzerns. Darnach darf man wohl die Aussichten dieses Unternehmens als recht günstig beurteilen. Es ist dies infolgedessen wichtig, als dadurch die Schwierigkeiten, die sich bisher für den Absatz der deutschen Rohöle ergaben, beseitigt werden. Man wird daher die zahlreichen gedrosselten Bohrungen allmählich freigeben können, so daß man bald einen Überblick über die tatsächliche Ölproduktion im hannoverschen Bezirk gewinnen können.

In Thüringen wird Anfang Mai die Interessengruppe Wintershall mit einer ersten Ölbohrung im Landkreise Mühlhausen beginnen. Der Brand einer Ölsonde im Kalibergwerk Volkenroda des Burbachkonzerns hat inzwischen gezeigt, daß man zwar im Erdölbergbau mit derartigen Unfällen ebenso rechnen muß wie der Steinkohlenbergbau mit Schlagwetterexplosionen, daß man aber auch dieser Ölbrände unter Lage sicher Herr zu werden vermag. Eine besondere Rolle spielt dabei die Einsetzung von Kohlenäure als erstickendes Gas.

In Rußland, das, wie bekannt, riesige Torfflächen im Norden besitzt, haben sich Raupenschlepper in einer Spezialkonstruktion zur Herstellung von Torfbriketts bewährt. Der Torfbrei wird zum Trocknen auf eine planierte Fläche aufgeschwemmt. Die Raupen des Schleppers formen die Briketts, die durch das Gewicht des Schleppers gepreßt und durch Stahlmesser geschnitten werden. Der Antrieb des Schleppers erfolgt durch Dieselmotoren. Der Firma Hanomag sind neuerdings fünfzehn solcher Schlepper in Auftrag gegeben worden. Für Deutschland dürfte das Verfahren weniger in Frage kommen, da die Steinkohle bzw. Braunkohle überall als allzu wirksame Konkurrenz des Torfes aufzutreten vermag.

Im Jahre 1930 wurde aus Amerika über Pläne zur Schaffung von Flugzeug-Landungsinseln auf dem Ozean berichtet. Hielt man zunächst diese Idee für einen amerikanischen Bluff, so tauchten doch bald ernst-hafte Berichte auf, die die Inangriffnahme des Projektes durch bekannte amerikanische Firmen von gutem Rufe zu melden wußten. Bald wurde der Beschluß zum Bau der ersten Insel, 600 Kilometer vom amerikanischen Festland zwischen Neupork und den Bermudasinseln, mitgeteilt. 15 000 Tonnen Konstruktionsstahl und 9000 Tonnen Eisenballast sollten für diese 330 Meter lange Insel verwendet werden! Die Baukosten wurden auch schon genannt, und zwar mit 14 Millionen Dollar. Ende 1933 sollten schon drei solcher Inseln im Atlantischen Ozean stationiert sein. Offenbar hatte man aber die Angelegenheit doch mit zu amerikanischer Schnelligkeit betrieben. Die bereits in Angriff genommene Konstruktion des Gerippes mußte wieder zerstört werden. Dadurch soll der Gesellschaft ein Schaden von 2 Millionen Dollar entstanden sein. Trotz eines großen Krach erhielt die Gesellschaft neues Kapital. Nunmehr ist aber der Präsident der Gesellschaft mit zwei Mitgliedern des Verwaltungsrates und mit 2 Millionen Dollar verschwunden. Damit dürfte das Projekt ein unrühmliches Ende gefunden haben. Sultor.

Die früheren Männer.

Louis Baare.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 17. Mai.

Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1855 erregten Gußstahlglocken, die der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation ausgestellt hatte, die Aufmerksamkeit der Fachwelt. Wollte man es doch zuerst gar nicht glauben, daß die Glocken aus gegossenem Stahl hergestellt waren. Nicht nur die Bronzeglockengießer zweifelten daran, sondern vor allem Alfred Krupp, der Essener Gußstahlfabrikant, erklärte die Herstellung gußstählerner Glocken für eine Unmöglichkeit und bezeichnete die Bochumer Glocken als gußeiserne. Als alle Beteuerungen und Versicherungen nichts fruchteten, erschien eines Tages der Erfinder des Stahlgusses, Jakob Mayer, auf der Ausstellung, ließ eine Glocke zer schlagen und einzelne Teile ausschneiden. Nun erst verstummten die Zweifler. Die Firma erhielt die große Medaille der Ausstellung; Jakob Mayer wurde mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Der Bochumer Verein war im Jahre 1854 gebildet worden und hervorgegangen aus der Firma Mayer & Kühne, die im Jahre 1843 in Betrieb genommen worden war, um die Mayersche Erfindung, den flüssigen Stahl in Formen zu gießen, auszuwerten. Die technische Leitung der neugebildeten Aktiengesellschaft befehlt Jakob Mayer vorläufig bei; als Generaldirektor fungierte zunächst A. von Eybel, der Bruder des bekannten Historikers, bis am 5. Januar 1855 Louis Baare dieses Amt übernahm.

Louis Baare wurde am 12. Juni 1821 in Minden in Westfalen als Sohn eines Tabakfabrikanten geboren, der später ein Expeditionsge schäft gründete, das Louis nach dem frühen Tode des Vaters weiterführte. Später trat Louis Baare in den Eisenbahndienst ein. Bei den verwickelten politischen Verhältnissen jener Zeit waren die Aufgaben, die Baare zu lösen hatte, nicht gering. Er war gemeinsamer Beamter der Köln-Mindener Eisenbahn und der Königlich Hannoverschen Eisenbahndirektion und hatte den Güterverkehr zwischen diesen beiden Gesellschaften zu vermitteln nebst den damit verbundenen Zoll- und Steuerfragen zwischen dem Zollverein und dem norddeutschen Steuerverein. Baare mußte daher zeitweilig vier Herren dienen, konnte aber seine vielseitigen Pflichten zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllen, bis ihn das Vertrauen verschiedener Eisenbahndirektionen, die gleichzeitig Mitglieder des Aufsichtsrats des „Bochumer Vereins“ waren, auf den Posten eines Generaldirektors dieses Unternehmens berief.

Baare fand in Bochum Verhältnisse vor, die weder nach der technischen als auch nach der wirtschaftlichen Seite hin befriedigten. Sollte der Fortbestand des Werkes gesichert sein, so mußte ein planmäßiger Ausbau erfolgen: Die technischen Anlagen mußten vervollkommen werden unter gleichzeitiger Sicherung und Erweiterung der Absatzgebiete. Die technische Voraussetzung für diese Absichten war in der Erfindung Mayers gegeben. Diese Erfindung bedeutete einen Markstein in der Entwicklung der Stahlverwendung. Es kam jetzt darauf an, sie wirtschaftlich auszuwerten. Es ist das unbestrittene Verdienst Baares, diesem neuen Erzeugnis immer wieder neue Verwendungsgebiete erschlossen zu haben. Zu den Glocken gesellten sich bald der Radreifen und vor allem das Gußstahlscheibenrad, das bei den Eisenbahnverwaltungen bald großen Absatz fand. Daran schlossen sich Tragfedern für Eisenbahnwagen und Lokomotiven und Schienen sowie Weichen. Auch für Klein- und Feldbahnen wurden Gleise und Wagen in mannigfaltiger Folge hergestellt. Aber auch Teile für Seefahrzeuge, wie Hintersteven und Schiffswellen, reichten sich in die Reihe der Erzeugnisse ein. Ein treffendes Bild der Vielgestaltigkeit des Erzeugungsprogrammes bot die Ausstellung in Düsseldorf im Jahre 1902, wo der Bochumer Verein in einem Gebäude von 66 Meter Länge und 20 Meter Breite einen Überblick über seine Erzeugnisse bot. Fand diese Ausstellung auch fünf Jahre nach Baares Tode statt, so war es doch sein Werk, das hier gezeigt wurde. Erzeugte doch der Bochumer Verein im ersten Jahre der Baareschen Leitung 651 Tonnen im Werte von 491 000 Mark; im Todesjahre Baares erzeugte das Werk 225 000 Tonnen im Werte von 29,6 Millionen Mark.

Noch ein Wort über das wirtschaftspolitische Wirken Baares. Seine Mitwirkung bei der Eisenzollfrage ist unbestritten; wird doch sogar der Brief, den Kaiser Wilhelm I. an Bismarck am 22. Juni 1876 aus Gastein schrieb, wohl nicht mit Unrecht auf die Vorstellungen zurück-

geführt, die Baare an die höchste Stelle gelangen ließ. Ein besonders von ihm gepflegtes Gebiet waren Verkehrsfragen, denen er sich als Mitglied des Landes- und Bezirkseisenbahnrates mit Eifer widmete. Als Sozialpolitiker war er ohne falsche Sentimentalität. Wohlfahrtseinrichtungen, die er schuf, entstanden nur im Werksinteresse. Gerade auf dem Gebiet der Sozialpolitik ging Baares Meinung der Auffassung Bismarcks parallel.

Der Mensch Baare stand zu seinen Arbeitern gut. Die Alten kannte er persönlich; später, als die Belegschaft in die Tausende ging, konnte er dem einzelnen nicht mehr persönlich näher treten. Aber er kargte nicht mit Rat und Hilfe, wenn er darum angegangen wurde.

Wie der alte „Geheimrat“ und sein Lebenswerk eingeschätzt wurden, das zeigte sich so recht, als es Baare am 5. Januar 1895 vergönnt war, sein vierzigjähriges Jubiläum zu feiern. War doch dieser Jubeltag gleichzeitig der Abschied, den Baare von seinem Lebenswerke nahm. Nur zwei Jahre war es ihm vergönnt, sich des wohlverdienten Ruhestandes zu erfreuen, dessen letzte Monate zudem durch eine schwere Krankheit getrübt wurden. Am 17. Mai 1897 starb Louis Baare im 76. Lebensjahre.

[Quellen: Stahl und Eisen 25 (1895) S. 158/59; Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsbiographien, Band 1, Heft 2, S. 230ff.; Die Industrie- und Gewerbeausstellung Düsseldorf 1902, II. Teil, S. 64/68; Bauwens: Aus der Geschichte des Stahlgusses, Gießerei 17 (1930) S. 317/25.]

Ich halte mich an meine Arbeit, wie es auch am Ende jeder tun muß, er mag ein Geschäft oder ein Handwerk haben, welches er will . . . Allen tüchtigen Menschen bleibt durchaus nichts weiter zu tun, und wenn der Schmied immer sein Hußeisen schmiedet und die Köchin immer kocht, so ist das Notwendige und Rechte getan im Krieg wie im Frieden. Alles Reden, Schwätzen und Klatschen ist vom Übel.

Ich halte es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde.

Goethe.

Geographisches Formenrätsel.

Oder. Würzburg. Saalfeld. Jüterburg. Gera. Greifswald. Koblenz. — Der Würfel ist gefallen.

Karree-Rätsel.

1. Nil. 2. Schule. 3. Eiche. 4. Itis. 5. Feige. 6. Lava. 7. Bibel. 8. Oberon. 9. Mumie. 10. Hecht. 11. Wunde. 12. Saturn. 13. Egmont. 14. Cranach.

Mancher Vorwurf ist ein Lob und manches Lob eine Schmähung. La Rochefoucauld.

Im Dschungel.

Vorsichtiger, vor sich, Tiger.

Hoch und niedrig.

Abfaß.

Silbent Kreuzworträtsel.

a) Waagerecht: 2. Medina. 4. Kofarde. 7. Legende. 8. Sevilla. 10. Kapelle. 11. Ase. 13. Rede. 14. China. 16. Ase. 18. Labe. 19. Oder. 20. Jade. 21. Anwärter. 22. Aza. 23. Azen. 24. Leder. 25. Neon. 27. Lea. 29. Kana. 31. Kelle. 33. Rivoli. 34. Roulade. 36. Novelle. 37. Umbrien. 38. Randare.

b) Senkrecht: 1. Maleachi. 2. Medea. 3. Nase. 4. Kola. 5. Dekade. 6. Oleander. 9. Villa. 12. Seal. 13. Rebe. 15. Najaden. 17. Leander. 18. Laterne. 19. Orate. 23. Amerika. 24. Lena. 26. Onkel. 28. Afschersleben. 29. Kalium. 30. Sela. 32. Lenore. 34. Rouen. 35. Dekan.

Gleichung.

A = Ur. B = Rat. C = Nuß. X = Uranus.

Buchstabeneinschrätsel.

1—17 Eider. 17—33 Rahel. 2—18 Liebe. 18—34 Engel. 3—19 Maria. 19—35 Ahorn. 4—20 Regen. 20—36 Netto. 5—21 Werra. 21—37 Aste. 6—22 Fauna. 22—38 Apfel. 7—23 Rhein. 23—39 Narbe. 8—24 Penne. 24—40 Elias. 9—25 Speer. 25—41 Riege. 10—26 Schaf. 26—42 Feder. 11—27 Biene. 27—43 Enkel. 12—28 Bliß. 28—44 Biege. 13—29 Panik. 29—45 Kelle. 14—30 Paris. 30—46 Silbe. 15—31 Reife. 31—47 Ebene. 16—32 Hecht. 32—48 Lorte.

Der grüne Heinrich, Gottfried Keller.

Der Leitartikel „Deutsche Jugend“, sicherlich nicht wenigen unserer Leser aus der Seele gesprochen, manchen zum Nachdenken zwingend, keinen, der sich überhaupt Gedanken um unsere deutsche Jugend macht, unberührt lassend, ist entnommen dem soeben erschienenen Heft „Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit“ (Albert Langen, Verlag, München, 47 Seiten, 1 RM.).

Die letzte Phase des Kampfes um die Befreiung des deutschen Westens, dargestellt in dem Aufsatz „Ruhrkampf“, bildet den Abschluß des gleichnamigen Aufsatzes im Aprilheft und entstammt wie dieser dem zweibändigen Geschichtswerk „Ruhrkampf“ von Paul Wenzke, aus dessen erstem Band wir im Februarheft 1930 einen längeren Aufsatz brachten (Verlag Reimar Hobbing, Berlin, 520 Seiten, Preis 16 RM.).

Die „Chinesischen Kriegsgedichte“ sind enthalten in der Gedichtsammlung „Die chinesische Flöte“, Nachdichtungen chinesischer Lyrik aus drei Jahrtausenden von Hans Bethge (Insel-Verlag, Leipzig, 118 Seiten, Preis 4,50 RM.).

Die Erzählung „Pettenkofer“ von Rudolf Thiel haben wir mit freundlicher Genehmigung des Paul-Neff-Verlages, Berlin, dem Sammelwerk „Männer gegen Tod und Teufel“ entnommen. Das 416 Seiten starke Buch enthält 17 Lebensbilder großer Ärzte, deren Lebensgeschichte eingegliedert in die Geschehnisse von Umwelt und Zeit; gleichzeitig zu einer Geschichte der Medizin wird.

Das Teutoburgerwald-Erholungsheim winkt!

Das als Ferienaufenthalt für die tariffreien Beamten und Angestellten der Vereinigten Stahlwerke bestimmte Teutoburgerwald-Erholungsheim öffnete am 1. Mai seine Pforten.

Die herrliche, freie und doch windgeschützte Lage am Südwesthang des Teutoburger Waldes, die neuzeitliche Einrichtung der teilweise mit Balkon versehenen Zimmer, die behagliche Ausstattung der zahlreichen großen Gesellschaftsräume, die auch bei starkem Besuch oder schlechtem Wetter niemals das Gefühl der Beengtheit aufkommen lassen, die große Liegewiese vor der Terrasse und das Sonnenbad inmitten schattiger Waldungen haben dem Hause im Laufe der letzten Jahre zahlreiche Freunde gewonnen, die seitdem zu seinen regelmäßigen Besuchern zählen.

Die Pensionspreise, gegenüber dem Vorjahre erheblich herabgesetzt, bewegen sich je nach Lage der Zimmer zwischen 3,30 Mark und 3,80 Mark und erfahren in der Vor- und Nachsaison (vom 1. — 12. Mai und im ganzen Monat Oktober) noch eine Ermäßigung von rund 25 Prozent. — Zum Aufenthalt im Heim berechtigt sind die tariffreien Angestellten mit ihrer Familie sowie bei ledigen Angestellten die den Haushalt führenden Ernährer. — Alles Nähere ist aus den bei den einzelnen Werksleitungen erhältlichen Prospekten zu ersehen. Rechtzeitige Anmeldung wird dringend empfohlen.

Die Bolanderkrommel

enthaltend die buntesten im veranschauligten Monat

eines Jahres ein solches Spiel

„Mir fehlt im Kreuzworträtsel ein Wort mit elf Buchstaben. Ein glücklicher Mensch steht da.“ — „Mausi, versuch doch mal „Jung-gefelle“.“
(Das Illustrierte Blatt.)

*

„Ich habe mir vorgenommen, von jetzt an fleischlos zu leben.“ — „Hat Ihr Arzt Sie auf den Gedanken gebracht?“ — „Nein, mein Fleischer, er will nicht mehr anschreiben.“
(Frankfurter Illustrierte.)

*

Die kleine Martha wird von der Mutter zurechtgewiesen, weil sie sich bei der Tante für einen geschenkten Groschen nicht bedankt hat. „Wie sage ich denn zu Vati, wenn er mir Geld gibt?“

Prompt kommt die Antwort der Kleinen: „Du sagst immer: „Ist das alles?““

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Was ist der Unterschied zwischen einem Optimisten und einem Pessimisten?“

„Stell' sie vor ein Stück Käse. Der Optimist sieht nur den Käse, der Pessimist nur die Löcher.“

(Die Woche.)

*

Es geht!

A.: „Wie geht das Geschäft?“

B.: „Danke, auf den Namen meiner Frau.“

(Reclams Universum.)

*

Häßliche Tante: „Na, Hänschen, wie gefalle ich dir in meinem neuen Mantel?“

Hänschen: „Ach, weißt du, Tante, von hinten siehst du aus, als ob du von vorn sehr hübsch wärest!“

(Wochenschau.)

*

Der alte Mitterbauer fährt zum ersten Male in seinem Leben mit der Eisenbahn. Es ist mitten im Hochsommer und exemplarisch heiß. Wie er sich im Waggon ein bißl umsieht, entdeckt er den Hebel an der Heizung, der auf „warm“ steht. „Aha“, sagt der Bauer, „ho Wunder, daß so hoaz is“, stellt den Hebel auf „kalt“ und wartet geduldig auf die Kälte, die sich jetzt einstellen wird. Es wird aber nicht kälter, und so wendet er sich an den Schaffner, der ihm schmunzelnd erklärt, daß die Einrichtung nur für den Winter bestimmt sei.

„So“, sagt der Bauer, „dös is nacha weita koa Kunststück, im Winta kalt z'macha!“
(Münchener Illustrierte Presse.)



Das Fotomobil. Zeichnung von Bert Vogler.

Gelehrte Auskunft.

In einem Badeort auf dem Darß hat das Pumpenwasser wegen des Torfuntergrundes gelbe Farbe. Da das Wasser sonst sehr gut ist, so denken sich die Einheimischen nichts dabei; dem Fremden fällt es natürlich zuerst auf, aber er gewöhnt sich rasch daran.

Nun hält sich einmal ein Berliner Herr in dem hübschen Badeort auf; ihm gefallen das Meer, der prachtvolle alte Wald, die hohen Dünen und der ehrliche, brave Menschenschlag ausnehmend, und er findet eine hübsche, verkäufliche Villa, auf die er's abgesehen hat, um hier jeden Sommer zu verleben. Nur das gelbe Wasser erscheint ihm doch nicht ganz einwandfrei, möglicherweise schadet es doch der Gesundheit. Um für alle Fälle sicher zu gehen, schickt er in einer Flasche eine Probe davon an ein Gesundheitsamt in Berlin mit der Bitte um Untersuchung.

Nach zwei Tagen bekommt er seine Flasche mit dem Wasser prompt zurück mit dem Bescheid: „Ohne Einweiß und Zucker.“ (Reclams Universum.)

*

Instruktionsstunde.

Der Unteroffizier: „Wer ist was und wird wo wie genannt?“

Der Soldat: „Der Feldwebel ist die Mutter der Kompanie und wird bei der Kavallerie Wachmeister genannt, oder das Gewehr ist die Braut des Soldaten und wird bei der Kavallerie Karabiner genannt.“

Der Unteroffizier: „Wodurch wird wer zu was gemacht?“

Der Soldat: „Durch den Dienst wird der Soldat zum Menschen gemacht.“

„Was bekommt wer, wenn er was gewischt hat?“ fragte der Unteroffizier.

„Drei Tage bekommt der Soldat, wenn er den „Zappen gewischt“ hat“, lautete da die Antwort.

(Die Wochenschau.)

*

Logik.

„Hörst, ich habe dir die Geschichte von dem unfolgsamen Lamm erzählt. Hätte das Lamm auf die Mutter gehört, dann hätte der böse Wolf das liebe, kleine Lämmchen nicht gefressen.“

„Mutti, mir ist das gar nicht klar. Sieh mal, wenn nun der Wolf das Lämmchen nicht gefressen hätte, dann hätten es eben die bösen Menschen geschlachtet, und wenn es noch so folgsam gewesen wäre.“

(Die Wochenschau.)

*

„... und nun“, fährt der Lehrer in der Völkerkunde fort, „jetzt sagt mir einige der hervorsteckendsten Eigenschaften des Westfalen.“
„Der Westfale“, verkündet Fritz Schwenke, „hat blondes Haar, blaue Augen und die besten Schinken.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 80 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingefandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.